

**kommunikativ
operativ
neu
talentiert
alternativ
konkret
tolerant
experimentell**



Ingrid Trupis

**Gelbe Berge
Griechenlands**

**Kleine Edition
kontakte**

mdv

Das Dorf heißt Orini, die Gebirgige. Für Christos, den griechischen Emigranten, ist es ein Stück der Heimat, die er als Kind verlassen mußte. Seine deutsche Frau lernt die Verwandten des Mannes erst kennen, als ihre Kinder fast erwachsen sind. Um so intensiver ist die Begegnung mit den Bewohnern des makedonischen Dorfes, mit Landschaft und Kultur, Religion und Geschichte. Anschaulich erzählt Ingrid Trupis von einer Reise, die nicht nur geographische Grenzen überwindet.

In Vorbereitung:
Grit Poppe
Gerd Künzel



Mitteldeutscher Verlag
Halle · Leipzig

ISBN 3-354-00583-1





Kleine Edition
kontakte



Ingrid Trupis

Gelbe Berge Griechenlands

Mitteldeutscher Verlag
Halle · Leipzig

Grenzfall

Unsere beiden Wagen Sofia-Athen stehen in Kulata, letztem bulgarischen Ort. Wir sitzen und schwitzen im Abteil. Es ist unerwünscht, den Bahnsteig zu betreten. Einer geht durch die Gänge und gibt Zählkarten aus. Wir sind Nummer dreiundzwanzig bis siebenundzwanzig.

Mein Mann Christos neben der Abteiltür. Mitte Vierzig, Augen braun, keine besonderen Kennzeichen. Schlank, obwohl er gern ißt. Er hat eine Vorliebe für Schlagsahne und Volleyball. Die Lehrer in seinem Kollegium halten ihn für einen stillen Mann. Mir sieht jeder an, daß es mir gut geht. Noch kann ich meine grauen Haare zählen. Bei Entscheidungen überläßt er mir den Vortritt. Er sagt, weil ich schneller beim Reden bin. Über Gemeinsames wird wenig gesprochen, wir sind schon lange verheiratet.

Ira mit dem braunen Zopf neben Christos. Wir wundern uns oft, wie sich Eigenschaften von uns beiden bei ihr vermischt haben. Jedermann schätzt sie jünger als zwanzig.

Lakis dagegen macht den Eindruck des Älteren, obwohl er noch nicht wahlberechtigt ist. Daß er auf dieser Reise einen eigenen Paß hat, trägt er mit Würde. Die schwarze Mähne, dicke Augenbrauen lassen ihn ernst erscheinen. Eli, die Neunjährige, spielt mit ihm Karten. Sie will immer tun, was die Großen tun. Lakis nimmt die Zählkarte entgegen und schreibt. Name/Vorname/Vatersname/geboren . . . Sie kann das auch, sie will auch.

Hör mal, prinkipissa! beginnt Christos. Er nennt sie von klein auf so. Schlimmer noch: Er kauft ihr weiße Kleider, rosa Schuhe, Ringe, Ketten. Leider glaubt sie daran. Eli

läßt sich beruhigen. Sie füllt Kreuzworträtsel aus, fragt, stört uns beim Schreiben.

Im Nebenabteil die bulgarische Zollkontrolle. Eine ältere Griechin jammert. Von Verwandten. Alles Geschenk. Bei Gott, der alles sieht. Woher soll ich wissen, meine Dame, was man nicht darf? Ihre kehlige Stimme geht in die Höhe. Die Bulgarin ruft ihren Kollegen. Noch ein Wortwechsel. Die Griechin schluchzt schon.

Zum letzten Mal, ich merk mir Leute wie dich, droht die Bulgarin in akzentfreiem Griechisch. Und steht vor uns. Glattes, rundes Gesicht, Lockwellfrisur, graue Bluse, dunkelblauer Rock. Sie öffnet ihren Dokumentenkoffer. Wie viele Lewa haben Sie? Zeigen Sie, geben Sie. Schon schreibt sie die Quittung. Wir sind verblüfft, aber diszipliniert, fragen zaghaft, wo und wann wir dieses Papier wieder einlösen dürfen. Eine Zeitfrage, erklären wir. Sie könnte lächeln über uns, aber sie ist in Uniform. Sie zuckt die Schultern. Auf der Rückfahrt, bei mir. Ihr Kollege kommt vorbei. Alles kontrolliert.

Wir kennen schon jeden Dachziegel auf dem Bahnhofsgelände, jeden Riß im Putz, jedes der schwarzen und bunten Hühner, die zwischen den Steinen picken. Wir warten. Es ist nach sechs, aber die Sonne brennt immer noch gegen die Scheiben. Ich schließe die Augen und träume: fahren, reisen, fahren, reisen. In jedem Land eine andere Sprache, die Schienenstöße haben überall dieselbe. Mehr als eine Stunde warten und immer noch den Rhythmus in den Gliedern. Fahren, reisen und so weiter. Zum dritten Mal zählt man uns. Sind wir zu viele, ist wer abhanden gekommen?

Die Griechin nebenan hat ihre gute Laune zurück, noch bessere, die beste Laune von allen. Mit ihrer kräftigen Kehle erzählt sie, daß ihre Schwester einen Bulgaren geheiratet hat, einen Arzt. So ein Glück für die Griechin. Sie hat sich ganz preiswert die Krampfadern entfernen lassen. Familiengeschichten. Wie angenehm, sie wird unterbrochen von den Diensthabenden der anderen Seite. Beide in Zivil, einer blond, der andere wie ein Grieche aus einem Reiseprospekt. Sie fordern unsere

Zählkarten und die Pässe. Der Jüngere, Blonde vergleicht die Fotos mit den Gesichtern, fragt Christos: Was ist das hier? Er klopft auf das grüne Buch. Ein deutscher Fremdenpaß. Mein griechischer, provisorischer liegt drin. Der Blonde wendet sich dem anderen auf dem Gang zu. Aus dem Gespräch verstehe ich nur ein Wort: periptosis. Christos, der Grieche, ein Grenzfall. Ein Fremder, wenn er ins eigene Land will. Die Beamten mustern ihn und die Papiere. Ein kurzer Dicker mischt sich ein. Worauf warten wir noch? Es ist der Kettenraucher, der seit Sandanski auf dem Gang stand. Der ältere Beamte antwortet. Auf die Lokomotive, Mann. Sie kommt. Dieselgetrieben. Beinahe blau unter der Staubschicht. Ein Arbeitstier, das zehn, zwölf Güterwagen über die Grenze schleppt. Kein Aufenthalt für den Lokführer. Er übernimmt die gleiche Menge bulgarischer Wagen.

Zwei Stunden habe ich geträumt: Fahren, reisen, jetzt setzt sich der Zug in Bewegung. Der Fahrtwind nimmt zu. Die Kinder drängen zum Gangfenster. Kulata hinter uns. Wir eilen durch eine Talsenke, überqueren einen Fluß. Der Kurzbeinige mit dem auffallenden Bauch kennt sich aus. Wir sind über die Grenze, teilt er allen mit. Zito Ellada, patria mas. Es lebe Griechenland, unsere Heimat.

Christos lächelt. Aber auch er will ans Fenster. Er erkennt hinter Bäumen den flachen Verwaltungsbau, die Imbißstube. Der Zug wird langsamer. Zwischen Tischen und Stühlen, wie im Straßencafé, warten Verwandte, Bekannte auf dem Bahnsteig. Sie machen sich durch Zurufe bemerkbar. Die ersten springen aus dem noch fahrenden Wagen. Umarmung, geschwätzige Freude. Nach und nach leeren sich die Abteile. Wer nicht erwartet wird, beobachtet, wie ich, die anderen. Sie sind schon angekommen, laden Koffer und Taschen neben wartenden Autos am Bahnhofsbau ab. Die Beamten lassen alle Pässe auf ihre Bürotische fallen und gehen Kaffee trinken. Über dem Vordach des Gebäudes ein blauweißes Emailleschild. Promachon - Greece.

Nichts ist schöner als der Anfang einer Reise.

Grenzkontrolle. Ihre Papiere, bitte. Danke. Gute Weiterfahrt. Wenn das so einfach wäre.

Als Christos die erste Grenze seines Lebens passierte, hatte er nicht einmal einen Zettel mit Namen und Herkunft in der Tasche. Verwandte schmuggelten den Neunjährigen mit Hilfe eines Esels und eines Korbes nach Bulgarien. Zehntausende flüchteten damals vor dem Tod, vor Gefängnissen und Lagern. Seine Mutter gehörte zu den Verfolgten. Über ganz Europa verstreuten sich die Emigranten. Männer wußten nichts von ihren Familien, Frauen forschten nach ihren Kindern. Manchmal vergingen Jahre, ehe sich Überlebende meldeten, Angehörige einander wiederfanden. In einem bulgarischen Krankenhaus notierte man für Christos Namen und Nationalität. Geboren? Etwa 41, Mitte des Jahres, also 1. Juli. In seinem Dorf wird der Namenstag gefeiert. Seit Vaters Tod wurde daran nicht mehr gedacht. Sagte Christos. Die Mutter? Mit den Geschwistern irgendwo in Bulgarien. Wenn sie noch lebt.

Die Karteikarte wurde zum Begleitpapier für einen Kindertransport ins Nachkriegsdeutschland. Dort kamen Impfscheine hinzu, Abschlußzeugnisse für Schule und Beruf, eine Aufenthaltsgenehmigung und ein Diplom. Auf die Heiratserlaubnis mußte Christos acht Monate warten. Da war Ira gerade geboren. Sie besaß, was der Vater nicht hatte, eine Geburtsurkunde.

Einige Wochen später das Ehedokument. Man sagt, das macht noch keine Familie. Ohne so ein Papier wäre Christos nicht einmal der Vater seiner Kinder gewesen. Er brauchte Familie, mehr als er davon verstand.

Die Zeiten waren endlich günstig, daß er zu richtigen Papieren kommen konnte, als das dritte Kind geboren wurde. Das halbe Leben für einen Mann schon gelaufen. In Internaten gewohnt, einen Beruf erlernt, studiert. Ein Bergbauer ist Christos im Inneren geblieben. Einer, der gründlich nachdenkt, ehe er spricht, noch gründlicher, ehe er handelt. Seit einem Jahr existierte die Botschaft der Republik Griechenland. Die Beamten waren schon daran gewöhnt, daß die Emigranten der fünfziger

Jahre Schwierigkeiten mit ihrem Identitätsnachweis hatten. Christos erhielt Formulare. Auf der dritten Position, wie in jedem griechischen Dokument, war der Vatersname gefragt. Auf der folgenden der Geburtsort. Christos, seiner Sache sicher, trug ein, was er von der Mutter gehört hatte. Beim Geburtsdatum zögerte er. Du bist älter, hatte sie gesagt, als er sie sieben Jahre nach der Flucht in Sofia wiedersah. Sie blätterte in seinen Reisepapieren. Du bist vor dem italienischen Krieg geboren. Die Deutschen kamen, und dein Vater ging zu den Partisanen. Christos, mit sechzehn zum erstenmal wieder im Süden und leider nur drei Wochen, war es egal, ob er vielleicht schon siebzehn war. Geburtstag im Internat gab es nur für die Kleinen. Neue Strümpfe, ein Buch, Spielzeug oder so etwas und eine Tafel Ersatzschokolade.

Wer auf einem Amtsstuhl sitzt, will das alles nicht wissen. Am besten, man schreibt, was das Aufenthaltsdokument angibt. Der Botschaftsbeamte nahm das Formular und las. Er wollte weder Beweise für Daten noch den leiblichen Vater wissen, er verlangte Verwaltungsgebühren.

Er machte Christos Hoffnung auf Papiere. Auch im nächsten Jahr. Fünf Jahre später eine Karte mit Vordruck. Bitte finden Sie sich am/um/Uhr in der Botschaft der Republik Griechenland wegen/ein.

Christos erhielt ein provisorisches Dokument, gültig für zwei Jahre. Er durfte reisen, nach vierunddreißig Jahren sein Dorf wiedersehen. Wir wollten unbedingt nach Griechenland, das heißt, von Westen nach Südosten. Doch unser Land zählt zu den Ländern des Ostens, die Griechen behaupten, zu den Ländern des Westens zu gehören. Noch undurchsichtiger waren die Reisevorbereitungen. Mehrmals mußten wir im Kreisamt erscheinen. Jeweils mehrere Stunden Wartezeit. Die Hausbewohner wurden gefragt, ob wir anständige Bürger sind. Monatelange Antragsbearbeitung bis zur Übergabe der Pässe. Noch fehlten Stempel. Erstanden und erkauft in den Botschaften der Transitländer. Im Wettlauf mit der

Zeit, denn Fahrkarten und Platzreservierung durften erst zum kompletten Paß ausgegeben werden.

Als wir das erste Mal ins Land kamen, vertraute Christos den Gesetzen der neuen Regierung, die den Emigranten Unterstützung versprochen hatte. Das Parlament machte Ferien. Im Gemeindeamt sagte man: Du bist bei uns nicht registriert. Geh in dein Dorf und such in den Kirchenbüchern. Die Kirchenbücher der Jahre 40 bis 48 waren verbrannt oder verlorengegangen.

Was im Krieg passieren kann. Bücher gibt es nicht, also auch keinen Christos, keine Papiere. Kannst du einen Nachweis bringen, von deinem Vater? Ein Armee-register besitzen wir. Da wird er zu finden sein. Haben wir ihn, haben wir dich. Sein Vater war als Kommandeur der ELAS, der Volksarmee, gefallen. Grund genug, daß die Familie vier Jahre später aus Angst um ihr Leben über die Grenze flüchtete. Die Mutter starb mit fünfzig im Exil, das Herz machte nicht mehr mit. Woher also amtlich vertretbare Zeugen nehmen.

Im folgenden Sommer fuhr Christos ohne Familie wieder ins Dorf, in die Kreisstadt. Zum provisorischen Paß legte er eine Bescheinigung vor, daß er seit dem Tag, Monat, Jahr im Ausland lebte.

Das brauchen wir für deinen Wehrdienst, aber erst mal deinen Geburtsnachweis. Wissen wir, ob du der Christos aus unserem Kreis bist? Könnte jeder kommen. Gut, wir suchen noch mal. Aber erwarte nicht zuviel, dein Jahrgang fehlt. Wenn es überhaupt dein Jahrgang ist.

Christos zog sich ins Dorf zurück, zu Nikos, seinem Verwandten. Wenn er morgen zu seiner Familie fuhr, mußte er ohne Staatsbürgerschaft leben. Griechen gab es überall auf der Welt. Viele waren schlechter dran als er. Aber zurückkehren und sagen: Ich habe keinen Beweis für meine Herkunft, war unmöglich. Das glaubte ihm keiner, da herrschte Ordnung im Staat. Da wird ihm eines Tages kein Rückweg in die Heimat gelassen, wenn die ihn nicht annimmt als Mann, der ihre Sprache spricht, ihre Gedanken denkt, ihre Landschaften in den Träumen sieht.

Christos hat manches Tief erlebt, herauskommen mußte er immer allein. Nachts, als er wieder nicht schlafen konnte, sortierte er alle Papiere, die er schon besaß. Da kam die rettende Idee.

Am nächsten Morgen in der Nomarchia, dem Kreisamt, legte er seinen provisorischen Paß auf den Tisch. Weißes Blatt Papier, 21 x 29 cm. Paßbild, Gebührenmarken, Botschaftssiegel.

Erkennst du das Papier als amtliches Dokument an? Der Beamte nickte. Kannst du lesen? Der Beamte wurde vorsichtig. Dann lies hier und mach eine Kopie als Beweisstück, daß ich der Sohn meines Vaters bin.

Der Beamte der Nomarchia kapitulierte. Die Botschaft ist ein Amt, ein Amt kann nicht lügen. Christos erhielt auf seine Kopie eine Nummer und die Erlaubnis, damit nach Athen ins Ministerium zu fahren. Da gab man ihm eine zweite Nummer. Und schon sechs Monate später schickte Nikos aus dem Dorf die neugeborene Geburtsurkunde.

Christos wird nie erfahren, wann er wirklich zur Welt kam. Er hat sich selbst zum Leben verholpen. Aber das genügt nicht, wichtigstes Papier für einen Auslands-griechen ist der Paß. Ohne Paß keine Ehe, keine Kinder von Christos. Der Paß muß her. Er hätte wieder allein fahren können. Das dritte Jahr allein. Jedesmal kam er niedergeschlagen zurück, nur mit Teilerfolgen. Diesmal wollten wir die Sache gemeinsam durchstehen. Bis zum Schluß.

Von unserem Reiseziel wußten nur wenige Leute. Sie gratulierten nicht ganz neidlos. Ferien im Süden konnten sie auch, in Ungarn, Rumänien oder bis Baku. Aber nicht im Land der Mythen, der schönen Ruinen, dem Geburtsort europäischer Kultur. Schliemanns Grab, die Akropolis von Athen, das olympische Feuer, Samos-Wein und die Mädchen von Piräus. Wir sind eine gebildete Nation, kennen Andreas Papandreou, Alexis Sorbas und Costa Cordalis. Wer könnte Griechenland nicht lieben.

Wir dankten für die Reisewünsche. Nicht einmal die Kinder lächelten. Wir wußten auch nicht mehr von der

Welt als sie. Wir hatten die Akropolis gesehen, die schwarzen Tränen auf den Gesichtern der Koren am Erechteion. Was hätten wir sagen sollen? Unsere Hoffnung hatte andere Bilder. Die Wahrheit hieß: ans Ende der Welt und den Reisepaß für Christos beschaffen. Existenzfrage für fünf Leute. Diesmal konnte er ihn haben, nach neun Jahren auf Amtswegen.

Grenzstationen enttäuschen immer. Nichts ist wirklich anders auf der anderen Seite, von Uniformen abgesehen. Auch hier ein Geisterort. Wir sehen nur den Bahnhof und das Schild. Ob Promachon oder Kulata, jeweils Hibiskus, Pappeln, Risse im Putz. Güterwagen auf den Nebengleisen. Es scheint, auch wir sind auf ein Nebengleis geschoben. Die Beamten wühlen sich durch die Stapel von Pässen und Formularen.

Ira will Boden unter den Füßen spüren, geht zur Wasserstelle. Lakis hat Eli vom Trittbrett geholfen. Sie läuft einem verspielten Hund nach, Lakis holt das Abendbrot mit seinem Vater, Büchsenbier, Souflakia mit Tomaten- und Zwiebelscheiben auf ein paar Pommes frites. Wir kosten die zarten Fleischstücke am Spieß, erster Geschmack nach einer griechischen Mahlzeit. Wir wären sonst nicht fähig zu glauben, daß wir angekommen sind. Wir geben nicht zu, daß die Preise unverschämt sind. Lakis hat, wie alle Jungs über ein Meter fünfundsachtzig, ständig Hungergefühle. Er geht noch einmal kaufen. Am Seiteneingang sitzt ein krummer Bauer und fiedelt für die Auslands griechen.

Auf dem Nebengleis werden unsere Erwartungen ins Maßlose gesteigert. Der Hibiskus beginnt seine Blüten zu schließen, und wir haben noch fünfzig lächerliche, nicht ganz harmlose Kilometer vor uns. Jeden Augenblick soll es losgehen, das Abenteuer. Die Reisenden dürfen ihre Pässe holen. Christos, der Sonderfall, erhält seine Papiere als letzter. Er springt auf den Zug auf, als der anfährt.

Wir hätten jetzt lieber im Bus oder Taxi gesessen, statt zuzusehen, wie der kleine Lieferwagen auf der Land-

straße neben uns vorbeizieht. Die Bahnlinie führt entlang dem Strimonas. Im Witoscha, wo er entspringt, nennt man ihn Struma. Wir fahren in Richtung Sidirokastro; ein byzantinischer Nachlaß.

Wir sehen sie auf den Hügeln hoch über dem Fluß, die Eiserne Festung. Xerxes soll in der Ebene vor zweitausend Jahren mit weißen Pferden gelagert haben. Mythos einer steinalten Landschaft. Das breite Bett des Strimon liegt zu zwei Dritteln staubtrocken. An den Ufern Geröll und gelbes Gras. Feldstreifen bis an die Landstraße. Verbrannte Sonnenblumen, Mais, Erdnußsträucher. Da tauchen bewachsene Hügelketten auf, in ihren Abendfarben an hohe Bergsilhouetten gelehnt.

Wir starren auf die wechselnden Bilder, bis uns Unruhe packt. Wir haben nur zwanzig Tage. Wir brennen darauf, Gebirge und Meer wiederzusehen. Das Abteil ist zu eng für uns, der Gang schon voller Gepäck. Unsere gesprächige Abteilmachbarin fragt nach dem Schienenbus Richtung Drama. Wer nach Nordosten will, muß hier umsteigen. Bahnstation Sidirokastro. Wir sind dafür, sofort eins der Taxis zu chartern, wir wollen weiter, weiter.

Da erkennen wir, noch ehe der Zug hält, auf dem Bahnsteig Kostas, Cousin von Christos.

Man hilft uns, das Gepäck aus dem Wagen zu heben. Wir danken, wir gehören schon nicht mehr dazu. Die da sind Reisende, wir sind angekommen. Denn Kostas ist über die Gleise geklettert und empfängt uns mit Umarmungen. Herzlich und auch unsicher. Habt ihr euch verändert? Seid ihr die, für die wir euch halten?

Kostas ist dreißig und stämmiger als die Bergbauern gebaut. Vertraut man dem Alten Testament, muß er dem Haarwuchs nach beachtliche Manneskraft besitzen. Kostas erklärt uns, daß sein Auto am Bahnhof parkt. Das Gepäck wird verstaut. Eli bemerkt, der Onkel hat seinen Schnurrbart abrasiert. Sie läßt den Satz übersetzen, sie legt Wert darauf, daß der Onkel sie wiedererkennt. Vor drei Jahren hat er ihr einen Wunschtraum erfüllt, hat sie ans Meer gefahren. Du hast ein Gedächtnis, staunt

Kostas. Der Bart ist ab, weil ich inzwischen eine zweite Tochter habe, so klein, daß sie sich vor Bärten fürchtet.

Er startet und gibt Gas. Die Strecke nach Serres ist breit genug, daß man öfter überholen kann. Wir lassen uns Zeit mit 100 km/h. Kostas liebt seinen Fiat. Vom Lohn als Meister in einer Lederfabrik nimmt er lieber einen Teil fürs Auto, als eine bessere Wohnung zu mieten. Er pflegt es, verlangt Zuverlässigkeit, Geschwindigkeit. Ist eine Gasse zu eng, riskiert er einen Kratzer auf dem Kotflügel. Sein Auto muß durch, ein Zurück gibt es nicht.

Wir erreichen Serres, die Kreisstadt. Kostas bleibt auf der Fernstraße, steuert zum nordwestlichen Ausgang. An einem Fließchen entlang geht es bergauf, immer bergauf.

Wer diese Strecke zum ersten Mal fährt, hat wenig Sinn für Einblicke in die Landschaft, für den makellosen Asphalt. Noch einmal, weit unter uns, in einem Gebirgseinschnitt zu erkennen, die Stadt Serres, die Ebene. Von da an nur Geröllhänge und tiefe Senken. Immer wieder Verkehrsschilder mit Gefahrenhinweisen für Sommer und Winter. Der Druck im Magen nimmt zu. Man vermutet, der Fahrer unterschätzt die Steigung. Man erwartet in der nächsten Serpentine einen Zusammenstoß mit Kipper oder Traktor, Eselkarren oder Bergwand. Oder einen Absturz nach rechts, weil ein Mulireiter nicht ausgewichen ist. Glücklicherweise rechtzeitig die Augen schließt, um den Visionen zu entgehen. Denn an den scharfen Kurven sind diese Kirchlein, kindergroße Aufbauten, ein Gehäuse mit Kreuz auf einem Bein oder auf vieren, das ein Dankbarer nach einem Unfall seinem Schutzheiligen widmete. Oder es waren die Erben. Sagt man. Kostas kennt die Gegend von Kindheit an. Er war fünfzehn, als die Straße gebaut wurde. Er fährt zügig, aber behutsam.

Eine halbe Stunde von Serres entfernt, stehen noch einmal Kiefern und Zypressen. Makedoniens Stolz, der Wald. Einige Gebirgshänge haben noch genug davon. Hinter dem Urlauberdorf Chrisopigi, Goldquelle, säumen gestapeltes Meterholz und aufgeforstete Stellen die Straßenränder. Dann haben wir den Kamm erreicht.

Gesträuch und Dornbüsche, Ginster und Wacholder halten sich auf den Hängen. Links gipfelt dunkel der Leilias. Ein Blick in die Talsenken läßt die Tiefe nur ahnen. Nach vorn stößt er an einen gewaltigen Höhenzug. Das ist der Bosrach, sagt Kostas. Dann zeigt er auf einen Ausläufer des Gebirgrückens.

Und da ist unser Dorf, Christos. Unser Dorf.

Dorf in der Sonne

Hier sind die Berge, die die Völker auf ihrem Rücken tragen. Das ist der feste Grund, der Götter und Helden geboren hat. Das Dorf heißt Orini, die Gebirgige. Seine Bewohner sind Makedonier, Griechen. Alexander war beides. Warum nicht die Leute hier? Kazantzakis behauptete, in einem Dorf wie diesem sei Alexis Sorbas geboren. Steht man im oberen Dorf, glaubt man, vor Urzeiten muß einer die Erde mit gewaltigen Fingern geknetet haben. Bis auf den Felsengiganten, den Bosrach, haben die Berge keine schroffen Formen. Nur ab und zu ein schmaler Grat, auf dem ein Hirtenpfad entlangführt.

Ein wogendes Steinmeer bei windigem, sonnigem Wetter. Der Mangel an Pflanzen, die Einsamkeit der Eiche an den Dornbuschhängen lassen die Welt herb und in der heißen Mitte des Tages bedrückend erscheinen. Nordöstlich des Dorfes, aus einer der Senken, kommt ein Bach, den man Flößchen, potamaki, nennt, der aber erst in Serres diesen Namen verdient. Dort heißt er dann Fluß. Wo Wasser ist, wachsen Nuß- und Feigenbäume, am Südhang ziehen sich Gärten aufwärts in die Sonne, mit Mais, Tomaten, Auberginen, Bohnen. Felder sind oft nicht größer als so ein Garten.

Das Dorf hat sich festgesetzt auf einem Ausläufer, bevor der Gebirgskamm unbewohnbar wird. Ein langgezogenes Nest für Bergvögel. Nicht wesentlich anders als zu Alexanders Zeiten baut und pflanzt man hier. Noch eher als irgendeine nützliche Erfindung erreichten Kriege den Ort. Das Bergvolk im Pirin ist zäh. Erst in diesem Jahrhundert, nach dem Bürgerkrieg, blutete das Dorf so aus, daß es die meisten Überlebenden in alle Winde verschlug. Und dennoch blieben so viele zurück,

daß die anderen, manchmal wenigstens, heimkehren können.

Christos kehrt heim. Er bringt seine fremde Frau mit, die Kinder, zwei davon schon im heiratsfähigen Alter, nach hiesigen Maßen. Als er das erste Mal auftauchte, vierunddreißig Jahre nach der Flucht, suchte man Familienähnlichkeiten. Schwierig, wenn der Vater als junger Mann in den Bergen gefallen war, wenn sein Sohn schon zehn Jahre älter ist. Schwierig, wenn man der Erinnerung und alten Fotos glauben muß. Die Schwestern des Vaters ließen keinen Zweifel aufkommen. Es soll eine Cousine geben, die hat die gleiche Kopfform, die Augen, die Art der Bewegungen, diese Verlegenheitsgeste.

Da ging ein Mann Mitte Vierzig über den steinigen Hof, zeigte seinen Kindern, wo der Backofen stand, wo ein Pflaumenbaum. Sein Onkel versteckt ein Grinsen unterm Schnurrbart. Sieben Erben hat er in die Welt gesetzt, er muß erst sehen, was der fremde Verwandte will.

Heute kommt Christos wieder nach Hause. Sein Cousin Kostas, der Autofahrer, beschleunigt auf der Hauptstraße. Zwei Tankstellen am Ortseingang. Super Oil Shell und ESSO. Er biegt ab, kurz vor dem Kafention, dem Kaffeehaus. Es gibt sieben im Dorf. Dann am kleinen Marktplatz rechts ist eine Gasse, in der kein Trabantfahrer freiwillig auch nur parken würde. Vor dem Haus seiner Mutter bringt Kostas das Auto zum Stehen.

Bis zum Grundstück seines, unseres Onkels muß man ein paar Schritte den Steinpfad hinauf. Aber wir sind umzingelt von Kindern und Frauen, Verwandten, Verwandten. Zurückhaltend erwartet uns Nikos, der uns eingeladen hat, bis wir Küsse und Umarmungen, das ganze Begrüßungsritual überstanden haben. Er steht am Hang. Es ist schon nach neun, wir sehen ihn kaum an der getünchten Mauer. Sein Haus ist das vierte auf dem Grundstück des Vaters, das neueste, das bewohnbarste, das schönste Haus. Nikos hat es selber gebaut. Er bringt uns auf den Hof. Gute Ankunft! wünscht seine Frau Anna. Kommt ins Haus!

Wir hatten zwanzig Tage Aufenthaltsgenehmigung. Wir brauchten einen Generalstabsort als Ausgangsposition, um die Paßangelegenheiten in der Kreisstadt in Angriff zu nehmen. Nikos bot uns sein Haus an. Wir kalkulierten eine Woche Dorfleben, zwei Tage Zugabe für Zwischenfälle. Später wollten wir Verwandte und Freunde im Land besuchen, ein paar Tage Urlaub machen. Wir rechneten nach europäischen Maßen. Time is money, der Zeitplan erhielt eine Ergänzung, den Finanzplan. Mit Sondergenehmigung konnten wir zum Julikurs Drachmen und Dollars eintauschen. Wir waren fünf und mußten profane Dinge planen. Der Hungrigste, zum Beispiel, war noch minderjährig, hatte ebensowenig Anspruch auf Devisentausch wie die Jüngste. Ohne unsere Verwandten hätten wir nach einer Woche wieder zurückfahren müssen. Ein Freund sagte bitter: Das billigste bei uns sind Sonne, Meer und Landschaft. Davon kann keiner leben. Für das übrige mußt du von Monat zu Monat mehr auf den Ladentisch legen.

Wir planten Zeit und Geld, wir rechneten nach Maßen, die jeden Einheimischen befremdeten. Time is money gilt hier nicht. Zeit spielt die kleinste Rolle, Geld die erste. Wir hatten sieben Tage Dorfleben geplant, es sollten beinahe doppelt so viele werden. An einem Samstag sind wir angekommen.

Der Onkel umarmt uns, die Tante wischt sich mit dem Kopftuchzipfel die Augen, ihr Nußgesicht hat Freudenfalten.

Anna, die Frau von Nikos, zieht uns ins Haus. Sie ist mittelgroß und schlank. Ihr Haar hat üppige, natürliche Wellen, aber ihm fehlt der Glanz. Anna könnte schön sein, sie ist schon vom Dorfleben geprägt. Sie bietet uns Sitzplätze an. Gäste werden im Sitzen begrüßt. Wir begrüßen uns gegenseitig. Wie gehts? Nun, seid ihr gesund?

Gut gehts, aber es hat seit acht Wochen nicht mehr geregnet. Sagt Onkel Jorgos und reibt sich den Stumpf überm Holzbein. Er und Tante Maria kommen kaum aus dem Dorf heraus. Ihr Tag reicht von Sonnenaufgang

bis Mitternacht. Ein Tag unterscheidet sich vom anderen durch das Wetter, die Jahreszeiten bestimmen ihr Tagwerk. Der Winter beginnt mit der Nußernte im Garten, endet mit dem Aufbrechen des Bodens. Schnee liegt meist nur auf den höchsten Gipfeln länger, aber die Erde gefriert bis ins Innerste überall. Endlich der Frühling. Die Berge blühen. In fünf Monaten drei Jahreszeiten. Von da an liegt das Dorf auf dem Gebirgskamm in der erbarmungslosen Sonne. Das Gras gilbt. Onkel Jorgos wartet auf Regen, die Tante gießt aus den Wasserlöchern ihren Garten. Was die Sommertemperaturen übriglassen, holen die beiden mit Hilfe ihrer Kinder nach und nach vom Feld. Es hat acht Wochen nicht mehr geregnet, sagt Onkel Jorgos am Abend, als wir auf die Heimkehr anstoßen. Seine dunkle Hose schlägt Falten, dort, wo über dem rechten Knie der Rest seines Beines beginnt. Dieselbe Jacke wie vor drei Jahren. Sein Gesicht ist nicht gealtert. So ein Gesicht kann nicht altern.

„Ihre Leiber und ihre Seelen haben die Farben und die Härte des Steines angenommen, und sie waren eins geworden mit ihnen, ließen sich vom Regen benetzen, vom Schnee bedecken, genauso wie der Stein, als ob sie alles nur Menschen, alles nur Steine wären.“ Kazantzakis liebte die Menschen seines Landes mit schmerzhafter Liebe. Doch hier fehlt eine Kleinigkeit. Augen und Mundwinkel verraten Witz und Schläue, den zähen Willen zu überleben.

Jorgos und Maria, die beiden Alten, lassen uns bald allein mit Nikos und seiner Familie. Sie passen nicht in diesen Raum, sie halten sich nie lange im Haus des Sohnes auf, sie gehören in ihr Gehäuse. Vor Zeiten bauten die Bergbauern Häuser aus großen und kleinen Feldsteinen und Holz. Ohne Mörtel wurden zwischen den Balken Steine aufgeschichtet. Innen dichtete man die Stuben ab und kalkte sie. Im Erdgeschoß hausten die Tiere, lagerte Brennholz. Im Stockwerk darauf, über eine Außentreppe und den Balkon zu erreichen, lebte die Familie. Es waren schöne, stabile Häuser. Es waren arm-

selig kleine Häuser. Jorgos hatte sieben Kinder. Er baute neben seinem Bruder Angelos. Diese Häuser begrenzen den Hof im halben Winkel nach Nordost. Angelos fiel im Krieg, seine Frau verließ mit den Kindern das Land. Der Wohnraum von Jorgos reichte nicht mehr für alle. Da holte Jorgos große, quadratische Ziegel und errichtete für sich und seine Frau ein weiteres Haus an der Hofmauer. Vier Wände um viermal fünf Meter, eine Eisentür und ein Fenster. Sechs von sieben Kindern verließen bald den Hof, die Eltern blieben in ihrer Steinkiste.

Nur Nikos, der zweite Sohn, hatte nach drei Jahren auf See genug Geld, sich auf dem Grundstück ein eigenes Haus aufzustellen. Südlich von den verfallenden alten, hinter dem Gehäuse der Eltern. Ein stattliches Haus mit umlaufendem Balkon, marmorgefaßten Fenstern und Türen, aus Beton und Glas. Nikos, der Bücherleser, hat es mit eigenen Händen gebaut. Einer hat ihm bei den Stuckverzierungen geholfen, ein anderer beim Terrazzoboden. Ein dritter und vierter Mann haben die elektrische und die Wasserleitung gelegt. Nikos selbst ist Spezialist für das Fliesenlegen. Er wird geachtet im Dorf. Sein Haus ist städtisch schön, ein Typ ganz für den Süden.

Der Gast ist den Griechen heilig. Jetzt ist es unser Haus, das Haus von Nikos.

Ich muß die Augen noch einmal geschlossen haben, vielleicht bin ich noch einmal eingeschlafen. Glockenläuten. Ich drehe mich zur Digitaluhr. Exakt auf sieben. Der Onkel hat sich schon auf den Weg gemacht. Er ist Kirchendiener, es ist kein Beruf, es ist Berufung. Aber man spürt an ihm nicht mehr Gottesliebe als bei anderen Dorfbewohnern. Die Heiligen da oben, wir hier unten. Gott ist die Natur, die macht uns die Gesetze. Vorsichtshalber ein Kreuz schlagen, falls Gott gerade auf unser verlassenes Dorf blickt. Oder in öffentlichen Dingen den Popen gefragt. Wenn einer da ist. Wer will schon Pope sein in einem Bergdorf? Nikos haben sie auch gefragt,

weil er Bücher kauft und sie auch liest. Ein Bücherregal steht neben dem Spiegeltisch. Marx' Kapital. (Nikos gesteht, er habe Schwierigkeiten damit.) Lohn, Preis und Profit. Lenins Staat und Revolution und von DDR-Autoren in Griechisch Revisionismus heute. Daneben das Statut der PASOK. Das Statut seiner Partei hat Nikos neben das Kommunistische Manifest gestellt. Nein, Nikos taugt nicht zum Popen. Die kommen und gehen; Onkel Jorgos, der Kirchendiener, bleibt. Er stetzt vor der Frühmesse durch die Kirche und fegt den Marmorboden. Staubt die goldenen Ampeln ab, die holzgeschnittene Wand, den Ikonostas. Man sagt, er sei einmalig in Nordgriechenland. Aus blankstem Edelmetall wurden die Heiligenbilder gehämmert, emailliert, mit Edelsteinen besetzt. In der Mitte eine Pendeltür, sie führt zur Sakristei. Die Schnitzerei glänzt dunkel von Alter. Der Altartisch steht frei. Wie die niedrige Kanzel ist er aus Marmor. Vor Jahren haben wir hier eine Trauung erlebt, streng nach den Regeln der orthodoxen Kirche, unter dem Singsang der Männer, der tränenreichen Freude der Weiber, dem Gelage der Kinder nach Münzen und gebrannten Mandeln, die in die Menge geworfen wurden. Jetzt liegt stilles Licht über dem Raum. Onkel Jorgos sprengt Weihwasser aus, legt das Meßgerät bereit und geht die Glocke läuten. Er ist Musikant. Spielt zu Feierlichkeiten aller Art die Daharee, eine Tamburinart. Er ist berühmt für sein Geschick, hat seinen eigenen Rhythmus. Heute klingt es, als würden zwei Glocken läuten. Sonntag.

Gott ruhte am siebenten Tag nach allen seinen Werken. Die Bergbauern lassen Gott, was Gottes ist. Sonntag und Messe. Sie läuten den Tag des Herrn ein und nehmen den Popen in Kauf. Dann gehen sie an ihre Arbeit. Auch wir haben zu tun. Drei Tage auf Reisen, durch halb Europa, den Staub gewischt in Zügen, auf Pritschen und Bahnhöfen. Und nun ein Zuhause. Gestern nacht haben wir uns nur die Füße gewaschen. Wir wollen am Morgen der Reihe nach ins Bad unter die Dusche. Kein Wasser da. Irgendwer hat außerhalb des Dorfes die Zufuhr gestoppt. Stiller Krieg zwischen den Dörfern in den

Sommermonaten. Nikos war deshalb zeitiger auf, um Kanister, Kannen, Schüsseln zu füllen, ehe das Wasser versiegt. Wenn sich alle Hausbewohner nur die Hände waschen wollen und so weiter, reicht das nicht für den Waschautomaten. Also nehmen wir Hemden, Socken, die Unterwäsche und Hosen, gehen in den Hof und schrubben mit der Hand. Dann erkunden wir die Gegend. Der Wind ist frisch. In der Talsenke biegen sich die dünnen Zweige der Ulmen und Feigenbäume; das Laub reibt sich aneinander mit einem trockenen Geräusch. Eine winzige Steinbrücke, Disteln und Kletten am Weg. Der Bach bedeckt gerade noch die Steine, er ist schnell und eiskalt. Es geht hangauf. Aber Tantes Garten gedeiht. Er liegt weiter oben als die anderen und besitzt zwei Wasserlöcher. Frösche mit gelbem Bauch flüchten. Wir holen Wasser in Blechkanistern hoch und begießen Zeile für Zeile Mais, Bohnen, Tomaten. Die Reihen fallen nach hinten ab. Man gießt vorn an und bewässert dennoch alle Pflanzen. Die Tante macht das seit fünfundvierzig Jahren oder länger. Dabei schwitzt sie nicht einmal. Sie ist einen Kopf größer als Eli, die Neunjährige. Ja, sie ist jetzt oft müde, sagt sie. Sie sagt nur ja, als ich frage, und ergänzt: Jetzt oft. Im Wechsel werden wir schneller fertig mit der Arbeit. Der Onkel ist nachgekommen, er bringt uns nach Hause. Seine anderen Felder und Gärten bekommen wir nicht zu sehen. Nach den Angaben des Telesenders ERT 2, Studio Thessaloniki, werden in unserer Gegend zur Zeit 35 Grad im Schatten gemessen. An manchen Tagen putzen wir uns nur die Zähne, waschen die Hände, trinken nicht mehr als einen Kaffee, lassen den Aufwasch stehen. Dann wieder läuft der Waschautomat auf Hochtour, werden im Hof die Jeans geschauert, wird das Haus geputzt.

Der Krieg ums Wasser wird hier im stillen geführt. Die Dörfer haben nie genug für den ganzen Tag. In den Zeitungen steht: Noch schlagen sie sich nicht die Köpfe ein. Wenn das so wäre, hätten die Bauern sofort eine ganze Mittelseite für sich. Aber lächerlich. Jeder weiß,

Wasser gibt es in den Bergen genug. Wäre es Gold, und das findet man hier auch, dann hätte ein Schlaukopf schon eine Aktiengesellschaft gegründet, Kredit aufgenommen. Bei Wasser lohnt es sich nicht. Kein Gewinn, keine Geldgeber. Ein einziger Artikel in der Makedonia, der größten Tageszeitung des Nordens, für das Problem der Bauern. Einer in vier Wochen. Jeden Tag Autounfälle, Kinderaussetzungen, Mord und Totschlag aus Eifersucht. Exklusives aus dem Leben der Oligarchie, aber nur hundert Druckzeilen für das Existenzproblem Wasser.

Als der Wald um Kavala brennt, als siebzehnmal in Thrakien die Natur durch Brandstiftung vergewaltigt wird, um profitablen Baugrund zu gewinnen, ist Griechenland in Aufruhr. Erst nachdem die Insel Thassos verkohlt, Agrokultur und Tourismus für viele Jahre unmöglich werden, als laut von politökonomischen Gründen gesprochen wird, kann die Regierung in Athen nicht mehr taub bleiben. Sie kommt persönlich. Und fährt nach Trauerreden wieder ab.

Das alles steht in der Zeitung. Bauern lesen keine Zeitung. Aber Nikos liest. Er und drei Holzarbeiter sind die einzigen Organisierten im Dorf. Nikos hat auf dem Dach einen Sonnenspeicher installiert. Der steht noch nicht im richtigen Winkel. Christos steigt mit Nikos aufs Dach. Wir können uns warm duschen. Wenn wir Wasser haben.

Wir wandern über Geröllboden durchs Dorf. Grüßen diesen und jenen. Es heißt, daß die meisten mit uns verwandt sind. Öfter werden wir ins Haus gerufen. Man zeigt uns Fotos vom Sohn, vom Vater oder Bruder, nennt Städte in Europa, Amerika, Australien. Odysseus ist noch immer populär. Ausgewandert wird auch ins eigene Land, in die Kreisstadt, nach Athen. Aber im Dorf ist man zu Hause, heilt die Wunden, baut Jahr für Jahr zur Sicherheit im Alter an seinem Nest.

Auch Kostas Smeljanos kommt zweimal im Jahr zurück. Sonntagnachmittag hat er uns zum Essen eingeladen.

Seine Urlaubstage gehen zu Ende. Am nächsten Morgen will er nach Sindos fahren, Industriedorf bei Thessaloniki. Vom Grundstück des Onkels müssen wir nur ein paar Schritte hangab tun. Das Haus seiner Schwester ist weder alt noch neu, aber geräumig. An der Außentreppe wächst Basilikum in bemalten Töpfen. Tante Smeljanou begrüßt uns. Sie trägt auch sonntags ihre dunklen Bauernröcke übereinander. Das Kopftuch hat sie abgebunden. Ihr grauschwarzes Haar ist straff in der Mitte gescheitelt, im Nacken zu winzigen Zöpfen geflochten. Hinter dem rechten Ohr ein Basilikumzweig. Basilikum bringt Gesundheit und Glück. Man legt es der Braut unter das Kopfkissen, der Bräutigam steckt sich ein Sträußchen an die Jacke. Basilikum ist ein Gotteskraut, hält das Böse fern. Und die Mücken.

An den siebenmal sieben Speisen, die Tante und ihre Schwiegertochter auf den Tisch stellen, ist Minze, Rigani, Thymian, kein Krümchen Basilikum. Auch ich bin für die Tante eine Schwiegertochter. Sie freut sich über Christos, den Brudersohn, wie über den eigenen heimgekehrten. Schwiegertöchter haben keinen Namen, sie werden noch zwanzig Jahre nach der Hochzeit von den Verwandten des Mannes Braut – Nifi – genannt.

Wir essen drei Stunden lang, unterhalten uns. Andere Familienmitglieder kommen dazu. Die Arbeit hier, die Arbeit dort. Steuern, Ärzte, Schulbildung, Sport. Natürlich die Politik. Wir sind erst am Anfang, den Sozialismus aufzubauen, sagt Kostas. Sozialismus mit den Multis im Rücken, den BRD-Konzernen und den amerikanischen Raketen im Land? Christos begreift nicht, daß Kostas an so einen Sozialismus glaubt. Kostas und sein Vater schimpfen auf die Nea Demokratia, die Rechte, die Monarchisten. Bei der Linken werden sie vorsichtig. Wir sind Gäste bei Nikos, ihrem, unserem Verwandten. Paskalia, breitgesichtig wie ihr Bruder, das einzige Kind, das im Dorf geblieben ist, gibt Kostas ab und zu Feuer. Sie hat eigene Erfahrungen mit der PASOK in ihrer Holzarbeitergewerkschaft. Ihr müßt mein neues Haus sehen, fordert Paskalia. Sie sagt »mein«, weil sie

seit Jahren zusätzlich zur Feldarbeit als Frau im Holz arbeitet.

Katina und Thasik wollen uns ihren MAZDA-Lieferwagen vorführen, bei Stella sind es die Teppiche, die ihre Tochter webt, bei Prokop ist es der neue Stall für die Ziegen. Man sagt im Dorf, er hat die beste Herde und den besten Käse in ganz Makedonien, liefert an einen Abgeordneten in Athen. Aber die Hälfte von allem verbraucht er selbst, für seine Familie, seine Freunde. Zwei Tage sind wir im Dorf, da lauert uns Prokop auf. Gäste haben, heißt auf den Tisch stellen, was zu einem Fest gehört. Bei aller Liebe zur Verwandtschaft. Noch ein paar Tage und wir platzen.

Morgen gehen wir in die Stadt, hat Nikos gesagt. Klar, sie fahren nicht. Morgen ist Montag, sagt Anna. Viele Geschäfte haben geschlossen. Fahrt Dienstag, da ist Markttag. Da bringt dieses und jenes mit. Ich muß zur Mutter, Zwiebeln ziehen. Dienstag ist das halbe Dorf leer. Nur Kinder und alte Leute. Onkel und Tante sind auf ihren Feldern, Ira und Lakis haben den Auftrag, den Garten zu gießen. Das wird länger dauern. Gestern haben sie Petrulas Bekanntschaft gemacht. Cousine zweiten Grades heißt das. Fünfzehnjährig, aber sie hat schon in der Stadt gewohnt. Hier trägt sie keine Hosen, doch sie traut sich mehr als andere Mädchen. Schmückt den braunen Haarschopf mit frechen Schleifen und Tüchern. Sie hat Ira angesprochen und Lakis gemeint. Dann hat sie beide zu Cola und einem Videofilm in den Dorfclub eingeladen.

Die Kleinen und ich sind im Haus. Sie spielen in allen Räumen. Man könnte lesen, Karten schreiben, sich sonnen zum Beispiel. Unmöglich. Zu viel Sonne. Ich schneide den Kindern eine Melone auf. Es geht mir gut, ich brauche mich um nichts zu kümmern. Alle meine Probleme liegen in einer anderen Topografie. Der Tag gehört mir, das Haus gehört mir. Mir fehlt das Wichtigste. Ich bin für nichts zuständig. Auch nicht für mich selbst. Ich weiß nicht, was ich heute abend, morgen tun werde. Ein zeitloser Raum, ich sitze fest.

Die Großen kommen aus dem Dorf zurück. Ich habe sie erwartet. Nein, sie wollen nichts essen, nur trinken. Eine Runde gehn? Kein Mensch geht jetzt spazieren, wir legen uns mal lang.

Eli lehnt auch das Essen ab. Sie hat Kopfschmerzen. Ich bringe sie ins Schlafzimmer. Morgens laß ich die Jalousien unten, so bleibt es der kühlsche Raum.

Thia Maria muß einen besonderen Sinn für kritische Momente haben. Sie klopft. Ich bin vom Feld zurück. Braucht ihr etwas? Kopfschmerzen. Ach, poulaki mou, mein Vögelchen. Sie fühlt Elis Stirn und bringt ein Thermometer. Es zeigt erhöhte Temperatur, nach einer halben Stunde Fieber. Ich hole Zitronensaft und eine Tablette. Eli nimmt sie nur widerwillig, dreht sich zur Wand und schläft sofort ein. Der dünne Körper dreht sich aller Minuten unter dem Laken, kommt nicht zur Ruhe. Sinnlos zu fragen, warum. Sie schwitzt. Ich begreife nichts. Nach einer Ewigkeit endlich gleichmäßige Atemzüge. Noch zu tief, aber ohne Stöhnen. Ich kann das Kind allein lassen.

Die Tante hat auf einem Stuhl vor der Haustür gewartet. Ihr müßt Jacken anziehen. Der Wind, sagt sie. Sie muß meine Abwehr spüren, sie schweigt. Sie in ihren schwarzen Wollsachen, im Kopftuch. Ich sitze im Baumwollrock, mit ärmelloser Bluse. Wenn es tragbar wäre, ich würde im Bikini herumlaufen. Aber nicht einmal Lakis kann sich etwa kurze Hosen erlauben. Die Kinder haben ihm auf die nackten Oberschenkel geklatscht, ihren Spaß gehabt, als er so kam vor Jahren. Da war er zwölf. Die Jungs hier bedecken ihre Beine mit zehn.

Wenns die anderen aushalten, ich kanns auch, sag ich. Solange ich nicht Wolle tragen muß. Die Tante fragt, ob ich genug Tabletten mit habe und ob die Medikamente teuer waren. Für den Notfall hat uns unsere Kinderärztin eine Reiseapotheke zusammengestellt. Wir sind versichert, sag ich. Wie seltsam das klingt. Mir fällt ein, der Tante für ihre Hilfe zu danken. Sie muß darauf gewartet haben, sie zieht sich zurück.

Es ist schwierig, sich an die einfachen Dinge zu ge-

wöhnen. Sie hat sich gesorgt, sie hat recht. Hat gegessen und gewartet. Wie ich jetzt. Wenn ich das nicht könnte, ich wäre verloren in diesem schlafenden Dorf.

Fünfzehn Kilometer von hier, neunhundert Meter tief, liegt Serres. Von der Bushaltestelle bis zum Kreisamt, zum Reisepaß für Christos, haben die Männer nur wenige Schritte. Man geht nicht allein auf ein Amt. Eine Landeserfahrung, Nikos hat sie dem Älteren beigebracht. Die Straßen sind belebter als an anderen Tagen. Wie schon gesagt: Dienstag, Markttag. Daran erinnert sich soeben der Beamte, als er das Schreiben des Ministeriums liest. Sein Vorgesetzter wird bei ihm zu Mittag essen. Seine Frau hat ihm aufgetragen, dafür eine Peponi, eine Zuckermelone, zu besorgen. Der Beamte verläßt mal kurz das Zimmer, wählt zwei Straßen weiter eine Peponi am Obststand seines Dorfgenossen, bezahlt reichlich, damit die Melone zu seiner Adresse gebracht wird. Peponi muß man gut gekühlt auf den Tisch bringen, sie soll sofort in den Kühlschrank.

Zurückgekommen, blättert der Beamte in den Papieren. Hier fehlt eine Registriernummer aus deinem Dorf. Wie lange seid ihr im Land? Warst du bei der Fremdenpolizei? Geh zur Asphalia, dann kannst du wiederkommen.

Eine längere Wartezeit hat Christos eingeplant, einen Mißerfolg nicht. Nikos bleibt gelassen. Ein Wort ist besser als kein Wort. Außerdem ist Markttag. Umsonst sind wir nicht gefahren. Gehn wir für unsere Frauen einkaufen. Christos empört sich. Wer bin ich für den? Die Papiere sind in Ordnung. An der Grenze hat man mir gesagt, ich muß mich nicht bei der Sicherheit melden. Nikos findet das normal, Chaos in der Ordnung. Deine Kinder werden sich auf einen Tag in der Stadt freuen.

In allen Straßen um den Zentralplatz sind Auslagen der Dörfler bis auf die Fahrbahn, auch stabile Stände. Sogar Muscheln, gesalzene Sprotten und Tintenfisch hat man herbeigeschafft. Aber die Männer haben ihre Aufträge. Sie müssen sich beeilen. Ein Bus fährt vor der großen Hitze. Sie schaffen ihn nicht. Möglich, daß sie

ihn nicht unbedingt schaffen wollten. So können sie sich noch mit Freunden treffen. Der nächste Bus kommt spät. Eli schläft, ich sitze noch und warte. Ich kann den Hang sehen, die vorletzte Serpentine, ehe der Bus das Dorf erreicht. Die Tante, Anna, die Kinder müssen es geahnt haben. Sie sind im Hof, noch bevor die Männer das Tor öffnen. Nikos überläßt ihnen ein Netz mit Pfirsichen, dann packt er Fleisch in den Kühlschrank, die unvermeidliche Büchsenmilch, als gäbe es keine Kuh im Dorf. Fisch bringt er ins Gehäuse der Alten.

Die halten sich daran. Zweimal in der Woche kein Fleisch auf den Teller.

Die Tante hat schon von Eli gesprochen. Wann hat sie das gemacht? Die Männer duschen, wechseln die Kleidung. Anna bringt Getränke. Wir sitzen um den Familientisch. Morgen fährt ihr in die Stadt, sagt Nikos, zur Asphalia. Gehn wir zum Arzt mit dem Kind. Zu welchem? Ich werde still, ich halte mich raus. Was soll das kosten? Christos befürchtet einen Virusinfekt, Angina. Eli schläft noch nebenan. Anna will nach ihr sehen. Ich bin nicht gefragt.

Die Händler auf dem Basar sind nicht die einzigen, die Fremde übers Ohr haun. Unsere Ärzte nehmen noch von Toten, sagt Nikos. Das muß ich einsehen. Nichts muß ich. Thelo na pino nero, se parakalo, hör ich Eli. Sie bittet Anna um Wasser. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ihre Stirn ist kühl. Elis Wäsche muß gewechselt werden. Ein guter Grund, die Familie am Tisch zu lassen. Weiß ich, was morgen ist?

Tante Maria kommt nach. Der Onkel hat angeordnet, daß wir diesmal bei ihm Abendbrot essen.

Er füllt den Kopf der Kleinen und winkt ab. Er setzt sie neben sich, fragt, was sie essen will. Bohnensuppe, wie wir alle. Fernsehen beim Abendbrot, wir sind in Familie. Für morgen zeigt die Wetterkarte von ERT 2 über 38 Grad. Kein Regen in Sicht. Der Onkel reibt sich seinen Beinstumpf. Nach der Abendschau ein Folkloreprogramm »2300 Jahre Thessaloniki«. Aber Ira und Lakis sind im Gespräch. Wassilis, jüngster Cousin von

Christos, sitzt am Tisch. Er bleibt auf die Fragen der Verwandten anfangs wortarm. Die Tante holt sein Fotoalbum. Er fährt auf einem Tanker die Ostasientour, als Heizer. Er verdient gut. Immer, wenn ein Grieche gut verdient, ist der Job lebensgefährlich. Wassilis will darüber nicht sprechen. Seine Mutter ist dabei. Von der Schulzeit, von der Fußballmannschaft im Dorf kann er plötzlich reden. Und von seinem Motorrad. Nikos hatte seine Heuer jahrelang gespart, Wassilis gibt sie mit vollen Händen aus. In diesem Monat hat er Landurlaub. Und Besuch auf dem Hof. Doppelter Grund.

Man könnte zum Beispiel für einen Tag ans Meer fahren. Wassilis wäre bereit, dafür um sechs aufzustehen. Der Bus fährt ab Serres halb acht. Mittwoch paßt nicht. Wir sollen die Fremdenpolizei aufsuchen. Das Meer muß warten.

Stadtgang

Die Fremdenpolizei hat ihr Dienstzimmer in der Sicherheit, der Asphalia. Tante Maria wird ängstlich. Niemand geht freiwillig dahin. Die neue Regierung kann gut reden. Man kennt auch hier den Satz: Rußland ist groß, und der Zar ist weit.

Aber Nikos behält recht. Die Kinder freuen sich. Vor der Fahrt nimmt Eli eine Tablette. Die kurvenreiche Strecke macht ihr ohnehin zu schaffen. Noch vor Chrisopigi wird sie ruhiger. Rechts und links des breiten Asphalts üppige Vegetation. Föhren, Buschwerk und Hochwald. Bungalows einer Feriensiedlung. Blockhütten für den »Kindersommer«. In einer Schonung pflanzen Arbeiterinnen. Ohne Nikos hätten wir Paskalia nicht erkannt. Seit dem frühen Morgen sind die Leute da.

An der nächsten Haltestelle atmen wir gierig die Waldluft, als sich die Türen für zwei Minuten öffnen. Große Tafeln an den Autostraßen in Richtung Campingplatz.

Schützt jeden Baum / Liebt eure Wälder / Achtet auf Feuer. Für die Leute hier sind Bäume mehr als nur Losung, Fernsehwerbung und städtische Bürgerinitiative, sie sind ein Lebenszeichen. Die Wut der Massen ist verständlich. Wieder hat einer ein paar Hektar abgebrannt, um Baugrund zu gewinnen. Holz bringt zu wenig Profit. Und das Feuer hat übergegriffen. Das Land wird wieder um ein Stück kostbarer grüner Erde betrogen. Der Anblick eines verbrannten Waldstücks ist so grauenvoll wie die Ruinenbilder meiner Kindheit. Bäume wachsen langsamer als Häuser. Der Baumkult erklärt sich erst ganz aus der Historie der Griechen. Den Krieg gegen ihre Wälder begannen sie vor mehr als dreitausend Jahren. Wichtigster Rohstoff für ihre Bergwerke, ihre Schiff-

fahrt war Holz. Ihre Kultur erblühte, ihre Wälder starben. Nicht vorstellbar, daß diese Landschaft einmal eine unendlich reiche Pflanzen- und Tierwelt kannte. Die Griechen und Makedonier, das Byzantinische Reich, die Osmanen, alle nahmen, keiner gab zurück.

Heute fahren wir aus dem Gebirge in die Ebene. Wald, das ist aller fünf Meter ein Baum. Nadelgewächse, einzelne Zypressen. Nuß- und Feigenbäume nur in den Gärten vornehmer Landhäuser. Näher an der Stadt die standhaften Pappeln, am Flußufer Platanen und Erlen, wir haben Serres erreicht. Wir mögen seine Sommerstraßen, vom Nordosten her leicht bergab, seine Blütenbäume, blau, rosa, weiß. Hibiskus kaufen wir zu Hause in Blumentöpfen. Auch die Akazien breiten ihr Laubdach. Nur Oliven sind seltsame Bäume; ihr silbergraues Blattwerk, immer in Bewegung, läßt alles Licht hindurch.

Augustmorgen in Serres. Erster Weg in das kühle Gebäude. Für jeden Besucher im Land ein Fremdenpaß: eine Klappkarte mit Paßfoto und Personalangaben. Wir werden nicht zu den Touristen gezählt. Wer hat da von deutscher Bürokratie gesprochen? Wir brauchen fünf Fotos für jeden von uns. Ein Fotograf in einer Nebenstraße erledigt das schneller, als wir zum Haarekämmen brauchen. Wieder zurück zu unserem Beamten, vier Fragebögen für jeden, Stempel drauf. Das dauert schon länger. Der Mann verschwindet, um von anderen Mitarbeitern Gebührenmarken zu besorgen. Während der Amtshandlung ein paar Neugierige. Ungenierte Zwischenfrage: Woher kommt ihr? Oder großartige Geste: Seht euch das an. Wir machen Sozialismus und Freiheit. Einer sagt: Aus dem sozialistischen Deutschland? Dann seid ihr gut ausgebildet. Das brauchen wir jetzt.

Auch bei uns wird mitunter Zivil getragen. Die hier haben kein großartiges Gehalt, nach ihrer Kleidung zu urteilen. Aber Beamtensold. Das gibt Sicherheiten.

Auffallend einer in weißem Seidenhemd, offen, auf der glatten braunen Brust ein Goldkreuz, wie es Popen

tragen. Er verlangt unsere Pässe, mustert uns nacheinander. Fragt mich von der Seite: Germanida? Er leckt sich die Lippen, blättert, spricht im Stehen mit Christos, während der an der Wand sitzt. Er spreizt sich wie ein Fernsehmoderator. Er ist schon zu fett unter der Haut für sein Alter. Einer von denen, die nie genug haben. Ich gebe mir keine Mühe, meine Abneigung zu verbergen. An der Tür macht unser Beamter ihm ehrerbietig Platz. Wir sitzen an der Wand, alle fünf. Mit dem Rücken an der Wand, das versteht jeder. Man braucht die Augen, den Verstand. Und hält am besten den Mund. Das kann man überall lernen.

Immerhin werden wir menschlicher behandelt als die Zigeunerin, die seit einer Stunde auf dem Gang steht. Sie braucht eine Identitätskarte, um Arbeit zu bekommen. Bürgschaft und Empfehlungsschreiben hat man ihr abgenommen. Ängstlich zupft sie an ihrem verwaschenen Kleid, kratzt sich mit den Zehen des rechten Fußes an der linken Wade, reibt sich die dünnen Arme mit rissigen Händen.

Unser Beamter ist nur für Auslandsgriechen zuständig. Er arbeitet schnell, bleibt freundlich. Er schwitzt schon morgens nach neun, wischt sich die Hände an seiner grauen Hose trocken. Ich kenne euer Problem, habe Verwandte in Ungarn. Euch steht Geld zu. Nehmt einen Anwalt. Es geht schneller und kostet nur einen kleinen Teil.

Auch wenn wir noch heute die Sache anfangen, wir würden ihr Ende nicht erleben. Das Geld könnten wir besser brauchen, als er ahnt. Fünfzehn Tage genügen leider nicht, einen zuverlässigen Mann zu finden.

Die Formalitäten sind erledigt. Wir fragen die Kinder nach ihren Wünschen. Lakis zeigt nach Westen zu den Hügeln, zum Kloster des Timos Prodromos. Die Mädchen sind dagegen. Wieder in die Berge. Ira kennt einen Laden, in dem ein Maler Bilder ausstellt und Zeichenunterricht gibt. Eli fragt nach einem Eiscafé. Aber dann hat sie einen Schuhladen entdeckt. Das Angebot, auch für Kinder, reicht bis auf den Fußweg. Da sind sie. Die

mit den grauen Lederriemchen. Der Keilabsatz erhöht die Ferse. Jetzt hat Eli den Gang einer Ballettschülerin. Papa, evcharisto poli. Sie bedankt sich, wie er es gern hat. Der Verkäufer muß die ausgetretenen, dürrig reparierten Sandalen in die gelackte Reklametüte stecken. Der Verkäufer grüßt lächelnd. Die Despini hat einen guten Geschmack.

Keine Stunde in der Stadt, und Eli hat wieder heimische Gewohnheiten. Wir lassen uns überrumpeln. Wir kaufen. Wir beteuern, die Sandaletten sind billiger als bei uns. Schöner. Außerdem hätten die alten keine zwei Tage länger gehalten. Wir alle haben unsere Schuhe auf den Gebirgswegen ruiniert. Geröll und Klima sind schuld. Man schwitzt und so weiter. Wir betrachten unsere Füße. So läuft hier keiner. Da entscheidet der Chef der Familie. Unsere Drachmen reichen gerade noch für einen Drink. Dann muß er zur Nationalbank gehen.

Aber ansehen kostet nichts. Eli läuft uns voraus, trotz der Hitze schnell und geschmeidig. Ich stelle fest, daß auch Ira sich nicht mehr bewegt wie im Dorf, nach Art der Bergziegen. Auf den breiten Bürgersteigen der Innenstadt fühlen wir uns sicher, auch in alten Schuhen. Schon habe ich das Bedürfnis, meine Haltung zu korrigieren. Die Schultern locker nach hinten, Kinn nach oben, Blick nach vorn und Arme pendeln lassen. So ein Gehen ist Musik.

Anonyme Gesichter, nur Fremde, die uns begegnen. Diese Art Fremdsein ist uns vertraut. Wir gehen durch die Menge, sie verschafft uns die Illusion, dazuzugehören. Keiner ist dem anderen verpflichtet.

In den folgenden Straßen hat jedes Haus im Erdgeschoß eine Werkstatt, ab und zu eine Grillstube, mindestens aber einen Laden. An größeren Plätzen Kaffeehäuser und Cafés. In den Gassen wird bei offener Tür in schmalen Räumen Brot gebacken, geschlostert, geschustert, werden Zigaretten verkauft. Hinter Fenstern im Souterrain nähen Frauen Jeans, schneiden Männer Leder zu, während der Chef im Laden darüber an der Kasse steht. Die Straßen werden breiter. Die Häuser

tragen mehr als zwei Stockwerke. Nach dem Süßwaren- und Kognakviertel, das Schuhviertel, das Textilviertel. Schmuckläden. Was für ein nüchternes Wort. Die Mädchen zählen auf schwarzer Samtunterlage sechsbunddreißig Paar Ohrringe. Perlenbesetzt, mit Steinen, filigran, orientalisches, hypermodern. Und Ketten, Ringe, Armspannen, Reifen. Nebenan noch Uhren und ein Stück weiter auch protzige Schatullen, Dosen, Kreuze und Monstranzen. Lakis versucht, gegen die Scheibe zu fotografieren. Kein Kunde weit und breit. Wovon leben diese Händler? Nikos zuckt mit den Schultern, er hat uns stumm begleitet. Solche Leute haben Häuser, kassieren Mieten, bauen Bungalows am Meer für die Touristen. Lassen eben ihr Geld anderswo arbeiten. Eli hängt noch immer fest, diese Elster. Väterchen versucht es mit einem Eis. Dagegen hat Nikos nichts. Aber er wollte uns einen Buchladen zeigen. In der Nähe der Englischen Bank. Wie dahin kommen? In diesem Viertel kennt sich Nikos nicht aus. Wir blicken uns um. Zwei Popen zanken sich, daß die Kappen wackeln und die Bärte zittern. Einer kehrt dem anderen den Rücken, steigt schnaufend in seinen Dutton. Heftig zieht er die Wagentür zu. Der Motor muß beim Starten leiden. Der andere schwarze Mann bleibt am Bordstein zurück und kichert. Sein Bruder hat sich die Soutane an der Tür eingeklemmt. Sie flattert als Trauerfahne im Fahrtwind. Wir fragen den Popen nach der Englischen Bank. Er erklärt mit offener Neugier. Es ist nur fünf Minuten weit.

Das ist Grigoris, stellt uns Nikos seinen Freund vor. Ein wichtiger Mann in der Partei. Sein Buchladen gehört uns.

Nicht eine Lachfalte im Gesicht. Die Augenbrauen wachsen über der gebogenen Nase zusammen. Nur die Augen machen, daß er kein Kinderschreck ist. Er schiebt Sitzgelegenheiten herüber und ruft von der Tür aus eine Bestellung auf die Straße. Wir haben kaum Zeit, auf seine erste Frage zu antworten, da bringt uns ein Achtjähriger auf einer gußeisernen Handwaage Kaffee und Limonade. Die Männer beachten ihn kaum. Sie

reden. Geräuschvoll pendelt die Kette gegen die Schale. Das Kind verschwindet mit einem Geldschein.

Mir ist der Kaffee zu heiß. Die Kinder sind schon an den Regalen. Lakis zählt die Leninbände, die von Marx und Engels. Eine kleine Auswahl davon hat Nikos im Dorf. Ceaucescu, Berlinguer, Garaudy hat er nicht. Man kann auch Bildbände, Romane, Sprachführer, Kinderliteratur oder Bücher zur europäischen Geschichte erwerben. Ira blättert in Gedichten von Jannis Ritsos. Eli hat die Postermappe entdeckt. Die Männer fragen nach Neuigkeiten.

Für morgen ist eine Demonstration angemeldet. Ich werde dann den Laden schließen. Nachmittags wollen die Jugendlichen Transparente malen. Es geht um die EG- und Binnenmarktpreise. Diesmal betrifft es das Getreide. Die PASOK hat sich dem Aufruf angeschlossen. Vor den Wahlen wären sie mitgekommen, diese Sozialdemokraten. Jetzt aber werden es wieder nur Bauern sein und Kommunisten. Wir hoffen, daß es keine Provokationen gibt. Habt ihr von dem Mann gehört, der sich öffentlich verbrannt hat? Hat so wenig für seine Ernte bekommen, daß er der Landwirtschaftsbank zum vierten Mal die Kredite schuldig blieb. Läuft morgen alles ruhig, sind wir Dogmatiker, dienen dem Sowjetimperialismus. Gibt es Ärger mit der Polizei, sind wir Unruhestifter.

Wir unterhalten uns mit Grigoris über Bücher und Aktionen. Die Griechen lesen nicht, sagt er. Eher bekommt man sie zu einer Demonstration, zu einem Meeting. Christos und ich, wir stellen fest, daß bei uns das Verhältnis genau umgekehrt ist. Buch als Konsumtionsmittel. Und Schluß. Wir bedauern das. Macht nichts. Denn irgendwann schläft der Bürger nicht mehr, dann schlägt sich um, was gelesen wurde. Aber was, wenn im Kopf nur die Parea, der Freundeskreis, spukt? Die Deutschen sagen dazu Stammtischpolitik. Da wird geredet aus dem Bauch, nicht aus dem Kopf. Wir Griechen reden zu gerne, denken nicht konsequent genug. Grigoris sagt: wir. Wieder einer, der an seinen Leuten Kritik übt. Wie Zacharoula, Nikos oder Paskalia. Wir kaufen ein

paar Bücher. Eine Geste. Und Christos kann seine Sprache schulen, wenn er wieder zurückfährt. Wenn er nur einmal im Monat Landsleute sieht. Vielleicht wird in dem einen oder dem anderen klarer gesagt, welcher Art die Enttäuschungen sind, nach den Jahren der Hoffnung, der Demokratisierung. Grigoris schließt die Ladentür ab. Wir gehen ein Stück gemeinsam. Schade, daß wir morgen nicht in der Stadt sein können.

Wir haben bereits erfahren, daß jedes Viertel seine eigenen Gerüche hat. Leder und Holz, heißes Metall, Röstkaffee, Wein und Türkischer Honig. Druckerschwärze. Meine Nase steuert darauf zu. Erdgeschoß in einem Mietshaus. Durch die niedrigen, weit geöffneten Fenster kann ich den Mann an der klapprigen Linotype bei der Arbeit beobachten. Die frisch gegossenen Zeilen glänzen. Ein anderer steht hinten im Raum am Setzkasten. Die Druckmaschine kann ich nur hören und riechen. Der schönste Beruf ist der, den man in der Jugend erlernt. Er hat mir die zuverlässigsten Freunde gebracht. Wir sehen uns jahrelang nicht und verstehen einander nach den ersten Sätzen. Das bleibt. Nächstelang haben wir gestritten, unsere Wünsche preisgegeben. Wir waren verletzbar. Nie wieder hatten wir so viel Vertrauen. Ich habe keinen guten Tag, wenn mich die Erinnerung von der Seite packt.

Steinzeitlich, lästert Lakis. Ira setzt eins drauf. In unserem Betrieb bedient die Botenfrau ein Xerox-Gerät, japanischer Import. Das reproduziert hundertmal sauberer als diese Karren. Findest du Dreckarbeit wirklich schön? Sie arbeitet als Gebrauchswerber. Kleister, Farben, abgebrochene Fingernägel und krummer Rücken nach einer Woche im Schaufenster. Ich laß mich auf Verteidigung nicht ein. Ich gehe in die Offensive. Steinzeit kann ich nicht bieten, aber Antike. Ein echtes Museum? fragt Eli.

Wir sind schon daran vorbeigegangen. Die Basilika duckt sich unter Riesenulmen am Zentralplatz. Un-

ansehnliche Quader aufeinandergeschichtet. Mauern, die verwittern. Von den mehr als vierzig Kirchen ist sie mit Sicherheit nicht die vornehmste. Über der Eingangstür ein byzantinischer Rundbogen. Wir steigen einige Stufen abwärts, als wäre das Bauwerk in den Jahrhunderten tiefer gesunken. Es streckt sich eher breit als hoch. Eine Gruft, angefüllt mit dem Geruch feuchter Erde. Die Sonne dringt als schmaler Strahl durch Lichtspalten, die an Schießscharten erinnern.

Wo sich in anderen Kirchen die Apsis befindet, erkennen wir ein altbyzantinisches Mosaik. Stellenweise ist es beschädigt, gereinigt, aber nicht restauriert worden. Man muß den Kopf in den Nacken legen, um die goldenen und farbigen Stein- und Glasstücke zu Gestalten zu fügen. Niemand weiß, welche Hand diese Linien zog, wer das Vor-Bild war für dieses Gesicht in der Mitte. Keine Leidensmiene, nur ein Menschengesicht. Traurig, erfahren und gut. Es muß diesen Mann einmal gegeben haben. In ihm hat der unbekannte Meister den Gekreuzigten erkannt. Wir sind bereit, Schritt für Schritt zwischen Plastiken, Vitrinen und Tafeln mit Fotografien und Text in die Vergangenheit zu gehn. Hier scheint das Leben wahrhaftiger als auf den Straßen.

Chora und Geschichte von Serres sind in den Schulbüchern von Lakis und Ira beschrieben. Aber was sind Bücher gegen eine gemusterte Tonscherbe, die zu einer Amphore gehört. Und die immer noch erkennbaren Farben auf Töpfen für Öl und Getreidevorräte. Ira versucht, in ihrem Notizheft einige Muster festzuhalten. Ein Krug. Seine Form ist schon Legende. Erfindung vor mehr als dreitausend Jahren, nie übertroffene Vollkommenheit.

Nach Meinung der Wissenschaftler sind es weniger wertvolle Exponate, die man am Unterlauf des Strimon vor kurzem geborgen hat. Wir verzichten ohne weiteres auf Wertangaben. Wir vertrauen unseren Augen. Handwerkszeug aus Eisen, Gebrauchs- und Kultgegenstände, Halsreifen, Spangen für Kleider, zu Männer- und Frauenschmuck verarbeitetes Edelmetall, älter als Thessaloniki. Vergegenständlichtes Leben der Vorfahren.

Fischer, Bauern, Handwerker, ihre Frauen und Kinder. Manchmal wurden sie Krieger. Auch dafür gibt es Beispiele. Sie waren nicht anders als wir. Sie hatten ihr kurzes Leben, liebten ihre kleine Welt. Uns trennt nur der Zufall unserer Geburt.

Nach einem der Kriege gaben die Bewohner ihre Siedlung auf. In der Nachbarschaft erstarkte Thessaloniki als Hafenstadt, rückte in die Reihe der reichsten Städte des Byzantinischen Reiches. Wer sich dort nicht von Fischfang und Seefahrt ernähren konnte, bebaute die fruchtbare Ebene von Serres oder zog als Händler über die Straßen von Anatolien bis zum Rhein. So entstand am Fuße des Balkans Sere, auch Seres, Serai oder Serres genannt. Seine Basilika verkroch sich in die Erde, die byzantinische Burgfestung auf der Akropolis überlebte fränkische und serbische Eroberer, erst die Türken brachen die Mauern. Händler aller Himmelsrichtungen liebten die Stadt zu Wohlstand kommen, vor fünfzig Jahren gab es eine reiche Türkengemeinde. Jetzt hausen Schlangen in der größten Moschee.

Das Schicksal von Serres ist das Schicksal Griechenlands. Fünf Kriege in diesem Jahrhundert. Kleinstädte wie diese sind Dutzendware. Noch vor dem Saisonende billig losgeschlagen.

Die Wohlhabenden investieren anderswo, sagt Nikos. Was wird von dieser Stadt bleiben?

Vor der Basilika erinnert uns Christos, daß die letzte Drachme ausgegeben ist. Nikos weiß, daß die Banken mittags schließen. Geldtauschen ist Männersache.

Aber Lakis soll uns begleiten. Am Germanos-Papas-Platz stehen Bänke im Schatten. Lakis ist gekränkt. Auch Ira zeigt ihre Mißstimmung. Eli legt ihren Kopf in meinen Schoß, als wir Platz nehmen. Ihre Augen glänzen. Mein Ohr tut weh. Hilf mir, Mama. Ich hole Brunnenwasser für eine Tablette, lege meine nasse kühle Hand an Elis Hals und Gesicht. Sie jammert nicht einmal. Sie preßt die Faust gegen das linke Ohr, sie hat wieder Fieber. Wie lange braucht Papa noch?

Nur dreihundert Drachmen für ein Taxi ins Dorf, sag ich. Ira schlägt vor, eine von den Frauen zu suchen. Jedes Dorf hat in der Stadt seinen eigenen Brotladen, Schuhmacher und so weiter. Bevor der Bus fährt, treffen sich die Männer in ihrer Bierstube. Ein paar Schritte weiter warten die Frauen. An einem Kiosk, der auch eisgekühlte Sprite oder Cola verkauft. Lakis behauptet, er kennt den Weg.

Eli weigert sich, aufzustehen. Ich würde gerne drei Stunden in unserer überfüllten Kinderambulanz aushalten. Ich wünsche mir eine von unseren unpünktlichen Straßenbahnen. Mir macht es nichts mehr aus, den Touristentrubel im Zentrum, die Warteschlangen am Gemüsestand zu ertragen. Ohne ein Wort würde ich die demagogischen Methoden meiner Chefin hinnehmen und das abendliche Fernsehprogramm F 1. Ich brauche einen Nordhäuser Doppelkorn, ich habe Heimweh nach meinem Sachsendorf.

Wir sitzen gereizt nebeneinander und schweigen uns an. Ich kann hören, was sie denken. Das hat sie davon, daß sie hier alles dem Alten überläßt. Sogar das Geld.

Eli wimmert, ich kann nichts tun. Keiner hat noch ein Zeitgefühl.

Und dann kommen Christos und Nikos in bester Laune auf uns zu. Der Bus ist weg, aber wir werden jetzt gut essen gehen. Geld haben wir.

Als Eli den Kopf hebt, die Augen öffnet, weiß Christos Bescheid. Niemand redet vom Arzt. Nikos läuft nach einem Taxi, das auf der Stelle bereit ist. Er und Lakis werden mit dem Bus fahren. Noch nie war uns so egal, wie schnell der Tacho steigt, wie der Fahrer die Kurven nimmt.

Christos trägt seine Tochter ins Haus, aufs Bett. Die Frauen wickeln sie in ein frisches Laken, ich hole Wasser für Wadenwickel. Die Ohrentropfen aus der Reiseapotheke wirken sofort. Eli atmet bald leichter, aber sie glüht, als hätte sie alle Hitze des Tages in sich aufgenommen. Ich wechsele die dampfenden Tücher. Anna bringt einen Topf Ziegenmilch, von Prokop für Eli. Trink

du auch etwas. Kummer macht krank. Du mußt gesund bleiben, Schwägerin.

Endlich kann ich heulen.

Bildersprache

Am nächsten Tag hat Eli kein Fieber mehr. Sie hat sich eingerichtet, spielt bei Chrisoula, im Haus der Tante Katina. Soula geht noch nicht zur Schule. Sie sieht aus, wie man sie nennt. Chriso bedeutet Gold. Sie lächelt öfter als die Tochter von Nikos, Maroula. Dann verschwinden ihre Knopfaugen, werden zu langwimprigen Schlitzten. Von allen Nichten und Neffen hat sie die hellsten Locken.

Ich möchte mich für eine halbe Stunde hinlegen, da erscheint die Truppe. Chrisoula, Maroula, Eli, zwei von Prokops Töchtern. Mama! Thia! Die Jungs ärgern die Hunde.

Man hört es. Vom Balkon aus können wir in die Gasse sehen.

Sie haben die Bili von Tante Smeljanou mit einem Rüden zusammengebunden. Jeweils am rechten und linken Hinterbein. Sie lärmen mit leeren Bierdosen und treiben die entnervten Tiere bergab. Fünf Jungen, drei Neffen dabei. Der Fünfjährige von Nikos hält sich vorsichtig am Schluß. Wollt ihr Holz kosten, Spitzbuben? Verschwindet! Ein paar Drohungen kenne ich schon. Einer wagt sich an die Tiere und schneidet mit einem Taschenmesser den Strick durch. Nicht, weil ich drohe. Nur die Fremde wird respektiert. Ich möchte es auf keine Kraftprobe ankommen lassen. Den Mädchen gebe ich Softbonbons, Papier und Iras Farbenkasten. Sie verschwinden schwatzend.

Sie haben ihre eigene Sprache gefunden. Es genügen wenige Worte. Sie tun etwas mit den Händen, spielen Mimik, singen fast beim Reden. Eli wie die anderen. Der Tonfall erklärt alles.

Ich liege im abgedunkelten Zimmer, allein im Haus,

versuche Gedanken zu ordnen. Ich bin müde von den fremden Lauten. Das Bemühen, immer zu verstehen und verstanden zu werden, strengt stärker an als die Hitze des Tages. Jeder glaubt, ich beherrsche die Sprache. Aber oft weiß ich nicht einmal, warum ich bei sovielen unbekannten Vokabeln dennoch begreife, was man mir sagt. Ich verstehe und mißverstehe, wie man mich versteht und mißversteht. Keine Wortspiele, nur einfache Redewendungen, die einfachste Erklärung mit dem Wörterbuch in der Hand. Wir betrachten einander beim Sprechen, horchen auf die feinsten Schwingungen im Tonfall. Manchmal, wenn ich müde bin, beobachte ich nur, wie in einem Video, wenn man den Ton abdreht. Erstaunlich, worin man einander tatsächlich erkennt.

Ich schließe die Augen im dunklen Zimmer. Ich will nicht einmal den Schatten einer anderen Welt sehen. Ich will die Bilder sprechen lassen, die in mir sind.

Meine braune Tochter Ira kommt im Sommerkleid von der Bushaltestelle über die Wiesen vor den Wohnblocks. Sie vergißt, daß sie zwanzig ist. Bückt sich ein paarmal. Ihr ovales Gesicht neigt zum Doppelkinn. Jetzt erkennt sie mich und hält mir die Rechte entgegen. Alles vierblättriger Klee, achtundfünfzig Stück. Wächst hier überall. Sie blickt zur Seite, bückt sich wieder. Neunundfünfzig. Das ist mein Jahr des vierblättrigen Klees. Sie hat noch kindhafte Augen, sie lächelt. Das hat er gut gesagt: Zur einzigen Küste der Welt, wo ich meine Seele, die vierblättrige Träne finden kann . . .

Keine Spur von Melancholie in Iras Gesicht, sie ist noch voller grenzenloser Hoffnung. Warum hat man mit vierzig die Fähigkeit verloren, an ein Jahr des Glücks zu glauben, dieses unbedingte Gefühl, ein Recht auf Glück zu haben? Ich beneide sie.

Christos sitzt mit korrigierten Heften am Tisch, sein Sohn lehnt an der Tür. Du hast mich enttäuscht. Du entfernst dich von uns, von den Traditionen deiner Familie. Gehst keine geraden Wege. Ostern läufst du in die Synagoge, drei Wochen später läßt du dir einen Mormonentempel

zeigen. Dann diese Teestunden mit Jens, dem Pazifisten. Das gefällt mir nicht.

Der ist kein Pazifist, der ist Katholik. Aber das sagt dir nichts. Eure Etiketts. Der ist schwarz, der ist weiß. Oder rot.

Lakis hat seinen Vater um 18 cm überholt. Es bringt ihm keinen Vorteil, wenn er jetzt steht. Christos mustert ihn. Die unsauberen Jeans, die Jacke mit dem Ostermarschsymbol. Bis zum Gürtel sein gestreiftes Hemd offen. Und wir haben April. Am Hals an einer Lederschnur ein Ring von seiner Freundin.

Lakis lächelt nicht. Warum kann Jens ebenso mit Nichtkatholiken reden? Außerdem spielt er Free Jazz und Beethoven. Er respektiert mich. Lakis reibt sich das übermüdete Gesicht. Auch wenn ich anders denke.

Und was denkst du? Das, was an der Wand im Kinderzimmer steht? Christos schiebt die Hefte übereinander. Er ist nicht fertig geworden. Er will ins Bett. Morgen hat er neun Stunden Unterricht und Training.

Heartfield hat das auch gemacht. Die Nazis zitiert und Bilder, Collagen dazu. Lakis wird lauter. Die Fotos habe ich aus Illustrierten, die du in den Keller gebracht hast. Weißt du nicht mehr? Die Amis in Vietnam. Aber jeden Tag die Zeitung lesen. Jeden Tag ein anderer Krieg. Da ist Vietnam vergessen.

Der Vater lehnt sich zurück. Angriffen ist er mit Worten nie gewachsen. Was weiß das Kind vom Krieg. Als könnte man vergessen, wenn man betroffen war. Ob das Vietnam heißt oder Palästina. Oder Griechenland. Krieg ist ein absurdes Theater, das kein Spiel mehr ist, das ans Leben geht. Mit Worten nicht faßbar.

Du lebst in dieser Wohnung nicht allein. Du machst an den Wänden, was du willst. Du kommst und gehst, wann du willst. Mach wenigstens deine Schule, deine Prüfungen mit Anstand.

Christos steckt die Hefte in seine Tasche, räumt den Tisch ab. Es ist fast Mitternacht.

Du schläfst zu wenig, rauchst zu viel. Und immer kontra, wenn man etwas sagt.

Lakis knackt mit den Handgelenken. Eine Gewohnheit, die er vom Vater hat. Er besitzt schon Männerhände, auch wenn er noch nichts Bemerkenswerthes zustande gebracht hat. Vor zwei Jahren goß er sich einige Tropfen Feuerzeugbenzin auf den Handrücken. Mutprobe mit einem Streichholz. Die Narbe ist mitgewachsen. Höchste Zeit, daß er zu leben beginnt. Aber was versteht er darunter?

Du hörst wen an der Tür, siehst was an der Wand. Das gefällt dir nicht, und schon bin ich ein Contra. Immer alles Scheiße, was ich mache. So wie ihr sein, immer fertig sein mit allem, das ist das Letzte. Und sonntags kritisch, optimistisch, ach, sachlich auch noch. Vor allem optimistisch. Wir könnten besser sein, aber denkt mal, wie gut wir schon sind. Bestens. Er will gehen, ich bitte ihn, so nicht über uns zu sprechen. Er sollte mehr wissen von uns. Ich hätte ihn lassen sollen. Er setzt sich und blickt seinen Vater an. Christos hat mich nicht verstanden. Ich wollte Verständigung, keine Abrechnung. Mit jedem seiner Sätze werden die Augen seines Sohnes schmaler. Vorhin hat er seinen Vater verletzt. Nun sind die Rollen vertauscht. Lakis zieht sich zurück. Wie ähnlich er seinem Vater ist. Und auch nicht. Er kennt keine Kinderheime, Internate; die Stalinzeit denkt er sich wie Londoner Nebel und Massengräber. Jeder Aufstand der Massen begeistert ihn, obwohl er Gewalt nicht liebt. Er wird noch, er wird anders als wir. Er lernt soeben, was uns trennt. Er wird uns verlorengehen, wenn wir nichts haben, um ihn zu halten.

Jetzt hebt er sein Gesicht, dreht es zur Seite, damit wir nichts sehen. Mir tut weh, einen Jungen von siebzehn wie einen Mann weinen zu sehen. Mit dem ganzen Körper, ohne Tränen, ohne einen Laut.

Ich halte die Augen geschlossen, ich kann mich den Bildern nicht entziehen.

Von den Füßen bis zum Schädel ist alles schmal und blaß an ihr. Eli kam lange nach den anderen zur Welt, ist wie ein Mittelstück zwischen Ira und Lakis. So, als hätten wir noch einmal nachgeholt, was wir an den Großen

für gut befunden haben. Aber sie war bis vor einem Jahr häufig und schwer krank. Wir übertrieben unsere Fürsorge, wir verwöhnten sie. Sie reagiert extrem empfindsam, will sein wie die anderen und dann plagt sie der Ehrgeiz. Sie singt mit Leidenschaft, darin ist sie verletzbar. Sie will nicht vor der Klasse auftreten. Mehr noch als die Musik interessieren sie Bilder. Im letzten Saal des Albertinums hängt ihr Lieblingsbild. Mama, Farben, wie die Berge Griechenlands. Ich sitze auf einer Polsterbank und betrachte ein anderes Gemälde der Quevedo. Die Berge sind ocker, sag ich zerstreut. Nein, für mich sind sie gelb. Wie die Berge Griechenlands.

Ich suche in meiner Erinnerung. Grünbewachsen, grauweiß. Gelb? Ich betrachte die Heimkehr des Don Quijote in die Mancha. Ich vergesse, womit und wie sie gemalt sind. Eli hat recht. Es ist die Sonne am Abend, Mama. Dann kann man hinschauen, und die Berge werden gelb. Sie dreht sich einmal um sich selbst. Und drückt ihr Gesicht in meinen Schoß. Ich verstehe sie kaum. Ich freue mich wie verrückt auf den Sommer, Mama. Auf die Berge und die Einsiedlerschnecken am Meer.

Das heißt Einsiedlerkrebse, sag ich.

Nein. Sie wohnen in Schnecken, wenn sie klein sind. Die meine ich. Wir reden und reden, und ich vergesse beinahe, daß gelbe Berge nun für sie Worte für Sehnsucht sind. Solange wir Sehnsucht haben, sind wir Kind.

Ich liege immer noch im halbdunklen Zimmer, auf dem Rücken, die Augen geschlossen. Ein passiver Zustand, träumen und auf dem Rücken liegen. Ich drehe mich auf den Bauch. Man spürt sich anders. Die Zehen, die Knie, Oberschenkel, Beckenknochen, Scham, Bauch, Brust. Das Gesicht auf den Händen, die Arme im Winkel. Dreiecke: von den Brustwarzen zum Schambein, von den Hüftknochen zum Kopf, von den Augen zum Mund. Anatomie der Empfindungen, Geometrie der Sinne. Zeichen für eine Welt, die wir nie ganz erfassen. Sie gilt für Anna wie für mich, obwohl wir nie darüber miteinander sprechen werden.

Anna, Katina, die Thia sind jetzt auf dem Feld, verständigen sich makedonisch. Es ist der Code der Alten und der Frauen, wenn sie über dreißig sind. Die Männer, die Kinder benutzen fast ausschließlich das Griechische, die autoritäre, die Kirchen-, Schul- und Ämtersprache. Es hat einen so komplizierten Satzbau und Wortschatz, daß nur wenige, gebildete Landsleute fehlerlos damit umgehen können.

Ich bin im Haus allein, mit niemandem kann ich reden. Nach einer Kinderkrankheit blieb mir häufig die Stimme weg. Immer, wenn ich morgens aufstand, fürchtete ich, für immer stumm zu sein. Mir brennt die Hitze in der Brust, der Kehlkopf schmerzt. Zu Anna müßte ich sagen: shadem s'm, zu Nikos: echo dipsa. Sie würden mir eiskalten Nescafe oder Portokalada anbieten. Sie selbst nehmen mit der hohlen Hand aus einem Vorratsgefäß einen Schluck Wasser.

Dieser Durst. Diese Schmerzen. Ich öffne die Augen und schiebe die Beine vom Bett. Nur ein paar Schlucke, nur ein Glas voll. Es kann lau sein, trüb, nach Kalk schmecken. Und wenn es nachtkühl, nachtklar wäre, es könnte die Angst nicht mildern. Sie sitzt in der Kehle, im Magen, in den Poren der Haut. Ich gehe ins Bad. Die Dusche röhrt. Kein Tropfen. Ich gehe durchs Zimmer, auf den Balkon, über den Hof, durchs Dorf. Die Sonne schlägt seit Stunden auf uns ein.

Mit dem Bus fahre ich hinunter nach Serres. Man erzählt dem Schaffner, hinter Drama soll es gebrannt haben, der weiß das gleiche von einem Ort zwischen Kilikis und Thessaloniki. Griechenlands grünes Herz brennt.

Am Platz mit dem Germanos-Papas-Denkmal steigen alle aus. Keine Bank frei unter den Ulmen. Die Leute warten auf Busse in ihre Dörfer. Im Schatten kann man noch atmen. Einer der Rasensprenger ist defekt. Er dreht sich nicht mehr, das Wasser (was für ein Wort) strömt in einer Richtung über den fassungslosen Boden, schwemmt ihn auf vom Überfluß. Ein Bastard von einem Dobermann schleppt sich näher, leckt mit riesiger Zunge.

Zehn Meter weiter liegen zwei andere Hunde. Trockene Nasen, die Augen rot. Sie sind schon zu schlapp. Das ist ihr Ende. Ich rieche die Nässe, ich will trinken. Es wäre so einfach, auf dem Schlamm über die Wiesen zu gehen. Sich gehenzulassen. Hinter dem Denkmal eine Nebenstraße mit mehreren Kafentions. Unter einer blauen Markise sitzen ein paar Alte vor ausgetrockneten Kaffeegläsern und spielen mit ihrem Kompoloi, der Gebetskette. Hier darf ich nichts wollen.

Am Zentralplatz das Grand-Hotel. Sein Café befindet sich auf dem Ringboulevard, rechts und links neben den Eingangssäulen. Hier sitzen sie bis nach Mitternacht. Sie genießen ihre Drinks. An ihren Blicken sehe ich meinen Mangel. Ich bin allein. Sie denken nicht viel in dieser Mittagsstunde. Sie reden nichts von Belang miteinander. Was sie jetzt denken, kann ich an ihren Gesichtern erkennen. Alles liegt offen. Neugier, arglose Lust, Ablehnung; alles und der Preis dazu. Mich eckelt, mir ist der Gaumen wund, ich schwitze Angst.

Neben dem Museum sitzen junge Leute unter rot-weißen Schirmen. Sie grüßen hin und wieder Vorübergehende mit Zuruf. Sie hören einen Rep, die Jungen bei Cola, die Mädchen beim Eis. Ein Tisch am Rand ist frei. So sind wir Deutschen. Wir setzen uns lieber gar nicht als zu einem Fremden. Der Garçon, kaum achtzehn, fragt mich englisch, was ich wünsche, während er mit einem frischen Tuch über den Tisch geht. Warum englisch? Ich tu ihm den Gefallen, ich benutze die Sprache, die er anbietet. Ich bestelle Frapé und ein Glas Soda. Ich werde beides trinken müssen, das erwartet man von mir. Obwohl ich nur für dieses Glas unterwegs war. Unmöglich, meine Rolle nicht zu Ende zu spielen.

Frauen

Kopfschmerzen nach einer halben Stunde Mittagsschlaf. Wir essen nie vor zwei Uhr, meist gegen drei. Um fünf sind wir zu Paskalia ins neue Haus eingeladen. Sie braucht nach der Arbeit in der Pflanzung etwas Ruhe. Heute verzichtet sie auf die Feldarbeit, weil sie Gäste hat.

Anders als in den Häusern, die wir schon kennen, sitzt sie von Anfang an mit am Tisch. Ihr Mann arbeitet den Sommer über als Hirte auf den Hochweiden. Paskalia hat sich eine Batistbluse angezogen und die Haare geglättet. Wir bedienen uns gegenseitig. Alle Speisen stehen in Reichweite. Neben mir sitzt Marika, die ältere Schwester. Zacharoula neben Christos, uns gegenüber. Nikos und Paskalia an den Schmalseiten des Tisches.

Mit dem Mittagsbus sind die Schwestern aus Serres gekommen, haben Kinder und Geschäft dem Mann und der Schmiegermutter überlassen. Die Felder der Smeljanous müssen in den nächsten Tagen abgeerntet werden. Ich schaffe es nicht allein, sagt Paskalia. Sie trägt goldene Ringe im Ohrläppchen, Marika hat Blütenstecker, Zacharoula in heller Baumwollhose bevorzugt Ohringe, wie Akanthusblätter geformt, mit hängendem Rubintropfen. Sie spricht gern deutsch.

Wie gefällt's dir? Was denkst so über uns? Sie hat in einer Kleinstadt in Süddeutschland gearbeitet, bis ihr Mann entlassen wurde. Da war Marika mit Familie schon nachgekommen. Gemeinsam sind sie nach Westberlin gefahren. Sie waren insgesamt zwölf Jahre Gastarbeiter.

Ich denke, eure Landwirtschaft ginge ohne die Frauen kaputt. Und die Landwirtschaft macht euch Frauen kaputt. Ihr arbeitet dreimal soviel wie die Männer.

Das ist so. Sie hat recht. Zacharoula nimmt einen Schluck Bier. Ihre Schwestern und ich trinken Retsina. Was sagst du dazu, Nikos?

Paskalia hat ihn eingeladen, damit Christos unter uns Frauen nicht allein sitzt. Auch, weil sie ihn mag, seine Ansichten meist teilt, sein Wissen schätzt.

Zacharoulas spöttisches Lächeln vor Augen, nickt Nikos verlegen. So ist das. Ohne Frauen wäre Griechenlands Landwirtschaft am Ende. Aber wo ist hier Arbeit für uns? Schafzucht, Kartoffeln, Schweinemast, nichts lohnt sich, nichts ist auf die Dauer rentabel. Seit wir in der EG sind, werden Berge von Früchten vernichtet.

Früher, schwärmt Christos, hatten wir Mandelbäume und Wein überall an den Hängen.

Zacharoulas Ohrring wippt. Wenn alle so ehrlich wären wir ihr. Trotzdem denke ich, es gibt immer eine Lösung, wenn man will. Ich habe in Deutschland jede Dreckarbeit gemacht, in Büros und Krankenhäusern. Das hilft mir jetzt. Ich sitze nicht zu Hause, arbeite mit meinem Mann im Bistro. Seit einem Jahr hatten wir keinen Urlaub.

Sie spricht deutsch so schnell wie griechisch und wechselt öfter. Manchmal vergißt sie, Paskalia und Nikos zu wiederholen, was sie zu mir sagt. Das muß dann Christos übernehmen. Der läßt ab und zu einen Satz weg. Sie hat eine scharfe Zunge und geht mit den Männern hart ins Gericht. Aber Nikos ist eine Seele. Er trinkt sein Bier zum Würstchen, läßt sich das Kotelett schmecken, holt sich von der Melone herüber. Er mag die Leute im Dorf und versteht es zuzuhören. Mit dem Smeljanou-Mädchen ist er wie mit Geschwistern aufgewachsen. Ehrlich, sagt er, genußvoll Melone kauend, wenn ich Anna Arbeit abnehmen kann, tu ich das schon. Aber ich danke Gott jeden Tag, daß ich als Mann auf die Welt gekommen bin.

Die Frauen lachen versöhnt. Zacharoula erzählt:

Ich war siebzehn, als ich kam nach Deutschland. Ich wußte das Wort für Mann, Knabe. Nicht für Mädchen oder Frau. Ich kam ins Krankenhaus, habe geboren und

wußte nicht was. Hab nicht verstanden, die ganze Nacht geweint. Am Morgen sie bringen mein Kind. Ich habe ausgewickelt und nachgesehen. Ein Mädchen. Armes Mädchen. Sie soll nicht so schwer arbeiten. Soll lernen, was sie will. Studieren, wenn sie will.

Auch Marika spricht deutsch. Wie gehts? Gut? Sie hat ein müdes Gesicht. Ich war schon auf dem Feld, bald muß ich schlafen. Was machst so am Tag? Griechenland ist schön, aber nicht hier. Dorf ist langweilig.

Ich zucke mit den Schultern. Was weiß ich vom Dorf? Ihr arbeitet tagsüber, und ich habe nichts zu tun. Zu Hause langweile ich mich nie, weil ich genug Auswahl unter verschiedenen Arbeiten habe. Manchmal drücke ich mich mit einer vor der anderen. Marika lacht. Kommst mit aufs Feld. Ziehst Bluse an. So. Sie zupft an ihrem karierten Hemd. Und Hosen hast du? Wir gehen aufs Bohnenfeld. Sie gähnt hinter der Hand. Ihre festen Haare sind gewellt. Sie könnte die Locken kaum bändigen, wenn sie sie wachsen ließe. Der kurze Schnitt paßt zum gebräunten Gesicht. An den zerkratzten Händen trägt sie mehrere Ringe.

Weißt, meine Mutter ist krank, ist ans Meer, gräbt sich in Sand ein. Hilft das? frag ich dumm.

Sie denkt so, vielleicht das hilft.

Wann gehst du aufs Feld?

Morgen sechs Uhr früh. Mit meine Schwester Paskalia. Zacharoula geht in die Tomaten. Kommst?

Natürlich, Paskalia kenn ich am besten hier. Ich komme.

Marika macht eine Kopfbewegung, schnalzt mit der Zunge. Sie glaubt es nicht. Es tut mir gut, mit jemandem deutsch zu sprechen, aber Marika reibt sich die Stirn, und auch die anderen müssen schlafen gehen.

Vor sechs stehe ich auf. Steige in die Hosen. Nehme ein Hemd von Lakis. Das Tuch mit Silberfäden, ein anderes habe ich nicht. Unser eisernes Tor im Hof kreischt. Der Onkel öffnet die Tür seiner Behausung.

Wohin willst du?

Mit Marika und Paskalia aufs Feld.

Er schüttelt sich, verschwindet. Drei Schritte hangab zur Gasse beginne ich zu frieren. Das Licht ist schon da, die Sonne irgendwo hinter den graufarbenen Bergen. Paskalia in Wollstrümpfen, sie kommt vom Haus ihrer Mutter. Sie begreift nicht, warum ich schon aufgestanden bin. Du hast Urlaub, diakopes. Du bist Gast.

Ich will wissen, wie euer Tag aussieht. Keiner sagt mirs, heute gehe ich mit.

Messingglöckchen läuten. Die Mulis ziehen auf die Weide. Ein Hirt ist nicht zu sehen. Paskalia beeilt sich. Neben ihrem neuen Haus steht das alte, das den Schwiegereltern gehörte. Im Erdgeschoß hangabwärts der Stall. Das Kälbchen wird losgebunden. Es soll sich sein Frühstück bei der Kuh holen. Der dampfende Brei, den die Kuh fallen läßt, wird auf den Mist geschafft. Ich erledige das mit Besen und Schaufel, damit sich Paskalia schnell waschen kann. Dann wird das Kälbchen wieder angebunden, die Kuh zum Tor getrieben. Höchste Zeit, wieder Läuten, jetzt wandern die Kühe aus, die Bullen bleiben wie die Schafe den ganzen Sommer über im Freien.

In Eile schlucken wir einen halben Liter Milch. Sie schmeckt wie Sahne.

Marika wundert sich schon weniger, als sie mich erkennt. Wir gehen zu dritt durchs Dorf. Männer und Hunde auf der Straße. Wir sind spät dran, sagt Marika. Auf dem Feld bindet ihr Vater die gefüllten Plastsäcke vom Vortag auf sein Muli. Er begrüßt mich, nicht unfreundlich. Wieder die Frage: Warum machst du das, du mußt nicht arbeiten.

Zwei Stunden später. Ich gebe Antworten auf die Rufe von Marika und Paskalia, aber ich will nicht reden. Ich reiße Büschel für Büschel Bohnen aus, mitsamt der Wurzel, sie sind nicht höher gewachsen als bis zu unseren Knien. Die Disteln sind größer. Selbstverständlich, daß ich langsam bin. Nach zwei Stunden bin ich nicht langsamer als Paskalia. Bis Freitag hat sie im Holz gearbeitet, nachmittags Zwiebeln gezogen, Tomaten geerntet. Heute, auf dem Feld ihrer Eltern, kann sie den

Rücken nicht mehr geradebiegen, wenn wir einen Schluck aus der Emaillekanne nehmen. Wieder zwei Säcke gefüllt. Marika und Paskalia lassen mich nicht stopfen. Das Kraut ist hart, sie haben jede nur einen Lederhandschuh. Für mich ist keiner da. Wieder in die steinige Ackerzeile, hangab, ohne Schatten. Wir zerren an den Bohnen, ihr Gesträuch ist zundertrocken. Oft springen schon bei der Berührung die Hülsen auf, die weißen, dicken Samen fallen in die Geröllerde. Wenn meine Mutter das sieht. Marika findet nach uns immer noch ein paar.

Was macht ihr mit der Ernte? Verkauft ihr? Noch ein wenig Wasser in den trockenen Hals. Zuerst muß etwas auf den Boden, auch der Krug ist verstaubt. Paskalia reicht an die Schwester weiter. Endlich gehöre ich zu ihnen, macht man keinen Aufwand mehr mit mir.

Wir sind fünf Kinder, alle haben wir Familie, sagt Paskalia. Und die Eltern müssen auch essen.

Marika gibt den Krug an mich. Trink aus, mein Vater hat zu Hause seinen Morgenkaffee getrunken. Sie hat meinen Blick gesehen. Onkel Smeljanos kommt mit dem Muli zurück. So ist das. Zwei von den Frauen arbeiten für alle, die dritte besorgt zur Bohnensuppe die Tomaten. Jede von ihnen hat außerdem noch Brotarbeit an anderen Orten. Das Familienoberhaupt sichert hier den Transport mit fünf, sechs Muliladungen am Tag. Macht seinen Gang zum Kafenion, hat sich diesmal sogar rasiert. Irgendwer sagte, er hat eine Liebschaft im Oberdorf.

Gegen zwölf sind wir in der letzten Zeile, schon weit unten am Berg. Unsere Gesichter sind erdfarben, Staub reizt die Lunge. Die Hände sind rissig, in die Fingerkuppen haben sich Stachel gebohrt. Mindestens sechs- unddreißig Grad, schätzt Paskalia. Sie versucht, den Hang hinauf möglichst gerade zu laufen. Im Dorf auf der Hauptstraße gelingt es ihr endlich.

Marika grüßt eine Alte, selbstverständlich, ich erkenne sie. Tante Eleni, die älteste lebende Schwester des Vaters von Christos. Sie hockt in ihren fünf Röcken, mit Woll-

jacke und schwarzem Kopftuch in der Mittagssonne, das slawische Gesicht ledern, die Augen klar und freundlich. Weiß ich, weiß ich, gibt sie Marika zurück, als die mich vorstellt. Auf dem Feld war sie? Die Alte lacht. Eine Handbewegung, wir sind entlassen. Sie wird bald achtzig, sie arbeitet immer noch, erklären die Schwestern.

Philemon und Baucis

Es ist Nacht im Gebirge. Man kann gegen zehn ins Haus gehen, aber zum Schlafen ist es noch zu warm. Eli hat wieder Kopfschmerzen. Uns ist gestattet worden, zu Hause zu bleiben. Sie liegt im Dunkeln, und wir singen ein paar von unseren Volksliedern. Es beruhigt, es gibt ihr Frieden, sie schläft ein. Ich setze mich an die Westseite vor das Haus. Alleinsein mit sich, das kann man nur in der Stille. Hier ist sie. In mir und um mich. Ich weiß, ein paar Schritte von mir entfernt, vor ihrer Hütte, sitzen die beiden Alten.

Sie schweigen und warten. Vielleicht auf einen ihrer Götter. Vor einer Ewigkeit, in ihrer Jugend, war einer vorbeigekommen. Sie nahmen ihn auf, wie sie jeden Gast aufgenommen hätten in diesem Steinmeer. Kein Mensch weit und breit, nur die beiden. Sie boten ihm Wasser und Brot an, ein Dach über dem Kopf und ein Bett für die Nacht. Am anderen Morgen lobte er sie und gab sich mit einem Geschenk zu erkennen. Er gab ihnen ewige Treue. Ein göttliches Geschenk. Er hätte ihnen drei Ernten im Jahr, einen Fluß ins Tal schenken sollen. Die beiden blieben ein Leben lang auf dem Feld, im Haus. Wäre einer wenigstens weggegangen, für den anderen so etwas wie das Glück zu suchen. Aber so. Nichts wurde auf die Probe gestellt. Sie wußten nichts anderes, als daß ein Gott sie beschenkt hat. Sie wurden älter, aber alles blieb, wie es war.

Onkel Jorgos hat sich an den Tisch in seinem Gehäuse gesetzt. Die Alte holt mich herein. Ein Raum, kleiner als das Kinderzimmer in unserem Neubau. Dennoch hat alles Notwendige Platz. Die Küchenmöbel, mit Chromstahl veredelt, kamen nach dem Kühlschrank, vor dem Farbfernsehgerät. Der Tisch in der Mitte hat Seiten-

flügel, die heraufgeklappt und arretiert werden können. Für die beiden Alten und mich genügt das kleine Quadrat. Die Tante holt einen Stuhl herbei, einen von denen, die den Sommer über vor der Tür stehen.

Der Onkel hat mit dem Nachtessen begonnen. Sie gibt mir kalte Speisen und Brot.

Sein Platz ist auf dem breiten Bett. Eine der handgewebten Decken ist darauf ausgebreitet. Gefärbte Schafwolle, schwarz, mit roten und grünen Streifen verziert, wie es in der Gegend Brauch war. Die Tante besitzt nur einen schmalen, selbstgebauten Webstuhl, so daß die Decke aus mehreren Teilen zusammengenäht ist. Diese Decken sind warme, schwere, schöne Stücke gegen den Winter im Hochgebirge.

Zur Mahlzeit gießt sie uns Uzo ein, sich selbst ein halbes Glas. Sie hat ein paar Brocken Brot gegessen, ein Stück Gebratenes, er nimmt mit der Gabel mal Käse, mal Fleisch oder marinierte Paprika. Es muß schon gegen elf sein. Ganz gegen ihre Gewohnheit setzt sich die Tante nun doch zu uns. Es wird am zweiten halben Uzo liegen.

Sie hockt auf der Truhe aus Holz und Blech, ihrem Möbel mit den wichtigsten Dingen. Da ist die Brauttracht aus sieben Kleidungsstücken, dazu der Münzschmuck, da sind die Wintersachen und Decken. Vielleicht ein zweites Paar Schuhe.

Tante Maria sitzt in ihrem Haus, in dieser Einraumhütte wie zu Besuch, die Röcke um sich, die Hände im Schoß übereinander gelegt. Das dunkle Kopftuch hat sie abgenommen. Wie sie sich ähneln, die alten Mädchen. Mittelscheitel und zwei Zöpfe. Wenn sie verheiratet sind, tragen sie ihr Tuch bis in die Nacht, die Haare werden grau und dünn, die Zöpfe schrumpfen, bis sie nur noch als Stummel am Kopf hängen.

Die Tante sitzt auf ihrer Truhe. Neben ihr das gußeiserne Öfchen. Darauf legt sie im Sommer die beste bestickte Decke, die sie hat, und stellt Familienfotos ihrer Kinder auf.

Wir essen zur Nacht und wechseln ein paar Sätze.

Der Onkel ist mit mir zufrieden, die Alte ist es auch. Was könnte ich ihnen schenken, wenn ich ein Gott wäre?

Keine Legende ist wiederholbar. Der Onkel stellt das zweite Programm ein. Er braucht die Abendnachrichten wie die Luft in zweitausend Metern Höhe, wie seinen Morgengang durchs Dorf ins Kafenion. Sonntags und freitags ißt er Fisch. Er reinigt die Kirche kostenlos, zu Hause faßt er kaum den Besen an. Er ruft das Dorf zur Messe.

Seine Frau schlägt das Kreuz, vertraut ihren Händen und den zwei Wasserlöchern im Garten. Gemeinsam stehen sie auf und gehen gemeinsam zu Bett. Seit mehr als vierzig Jahren. Sie gehen durch die Jahreszeiten und bleiben die Alten.

Am kommenden Morgen dreschen sie Kichererbsen aus dem Stroh, noch bevor wir aufgestanden sind. Dann sitzen sie Montag bis Donnerstag und hülzen die übrigen Schoten aus. Teller für Teller für den Wintervorrat. Das Stroh sticht in die Hände, die Sonne nimmt jedes Bedürfnis, an irgend etwas zu denken. Die Alte geht ab und zu den Garten gießen.

Wir sitzen auch dabei, die Kinder vor allem. Der Onkel hat sie nicht herbeibefohlen, aber er findet es in der Ordnung. Ein grauer Belag überzieht seine dunklen Wollsachen. Das Widerlichste an dieser Arbeit ist der Staub, der die Haut jucken läßt und sich in die Lunge frißt, in die Augen setzt. Die Gesichter werden starr. Der Onkel arbeitet Stunden, ohne einmal aufzustehen. Freitag morgen sind wir fertig, ehe die Sonne um das Haus gewandert ist. Wir kehren die Spreu zusammen, bringen das letzte Stroh Bündel in den Verschlag zum Brennholz. Die Tante schüttelt Kopftuch und Schürze aus und geht zum Garten am Hang. Der Onkel macht sich auf den Weg ins Kafenion, seinen Freunden bekanntgeben, daß er fertig ist. Nach einer Stunde sind beide zurück. Setzen sich vor ihr Haus auf die Stühle. Sie schweigen, die beiden Alten. Ohne Worte wissen, wer der andere ist.

Annäherung

Der Alltag ernüchtert, ein Rest Unfaßbares bleibt. Wir beginnen zeitlos zu leben, aber wir wissen, unsere Zeit ist bemessen. Das schafft Spannungen. Den Kindern gegenüber reagieren wir gereizt.

Ira und Lakis waren mit dem Seemann am Meer. Abends kehren sie zurück. Ira hat sich im Dorfclub verabredet. Sie hat es Petrula versprochen. Gegen elf schlägt der Onkel mit der flachen Hand auf den Tisch. Sag deiner Tochter, sie ist hier nicht in Deutschland. Christos zieht den Kopf ein. Bis eben war er mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Ira ist volljährig, ein vernünftiger Charakter.

Schwacher Versuch einer Verteidigung.

Aber sie ist noch nicht verlobt und redet mit diesem und jenem. Weißt du, daß der Makis, dieser Gauner, unter ihren Verehrern ist?

Zu Hause hier, zu Hause dort. Iras Protest endet am anderen Morgen in hilflosem Jammer. Keiner aus dem Dorf kommt zu ihr, nicht einmal die Mutter hat Verständnis. Anna amüsiert das. Sie drückt dem Mädchen Lappen und Wassereimer in die Hand. Beim Fensterputzen kann Ira ihr nasses Gesicht verbergen. Sie begreift, was da weh tut. Unsere Kinder werden schneller reif und später erwachsen als die hier geborenen.

Lakis zieht nachmittags los. Er will mit einem Druck auf den Auslöser die Zeit anhalten.

Seine ersten entwickelten Fotos hatten uns irritiert. Zwischen rekonstruierten Barockfassaden, dem Stolz unserer Stadt, Einblicke in verfallene Hinterhöfe. Ausblicke von Hochhäusern auf die winzigen grünen Quadrate für Wäscheplatz und Spielwiese. Ringsum Autos und Garagen. In der Altstadt Abrißhäuser und ge-

sprengte Mauern. Er bekam Ärger, als er Graffiti und Losungen fotografierte. Skinheads are here. Come on. Our power: destruction. Man wollte wissen, wofür er diese Aufnahmen verwendet. Man fragte mehrere Stunden.

Ich suche Motive. Meine und die der anderen.

Und warum dieses Schwarz-Weiß-Negativdenken?

Schwarz-weiß habe ich in der Schule gelernt. Gibt es ein Positivdenken ohne Negativ? Sogar die Welt wird aus didaktischen Gründen geteilt. Das halten unsere Lehrer für dialektisch. Für mich ist sie eine Kugel, ein Ganzes. Entwickelte Gesellschaft? Eure Sache, wenn ihr daran glaubt. Ich glaube, was ich sehe.

Lakis gibt vor, die Landschaft zu erkunden, das Dorf. Seine Schwestern möchten mitgehen. Noch einmal sehen wir sie am Hang gegenüber. Erst Wochen später werden wir erfahren, wohin sie dem Flußlauf gefolgt sind, welches Bild sie mitgenommen haben von diesem Land.

Christos und ich sitzen im Hausschatten. Wir beobachten die Schwalben. Ihre Brustfedern sind rosafarben, doch es sind Schwalben wie die unseren. Bauen Nester auf die gleiche Weise, lehren ihre Brut. Gegen Abend fliegen sie tiefer.

Wir sitzen nebeneinander, und es gibt nichts zu sagen. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, seine Sorgen sind meine. So war das oft. Wenn schon, dann sind meine Sorgen die Folgen von seinen.

Morgen können wir den Paß abholen, nach neun Jahren auf Amtswegen. Die meisten ist er ohne mich gegangen, wir hatten keine Wahl.

Emigrant sein ist kein Leben, freiwillig wählt keiner die Fremde, wenn er die Seinen liebt. Christos nahm die Erinnerung an seine Heimat wie einen Traum mit. Sie war ihm so kostbar, daß er nie davon in der Familie, unter Fremden sprach. Einmal habe ich seinen Bruder und ihn weinen sehen. Ich dachte: Griechen sind sentimental. Da war ich zweiundzwanzig.

Später habe ich verstanden, warum er seine Sprache nur bei Landsleuten benutzte. Er war ein Kind, als er

ging. Er hatte ein Recht darauf, Grieche zu sein. So viele Jahre hat er gewartet. Das Warten konnte ich mit ihm teilen, ihm die Zeit erträglich machen. Und doch hat jeder diese Zeit anders erlebt.

Damals trafen wir uns an der Ringstraße, einer der Bauten aus den fünfziger Jahren, zur Maidemonstration. Die Studentinnen und Studenten hatten ihre Freunde zu einer Feier eingeladen. Wir liefen durch Schneereg. Wir besitzen noch Fotos von diesem Tag. Wir riefen Losungen gegen die faschistische Diktatur in Griechenland und lachten in die Kamera.

Die Alten blieben verschlossen. Wir erinnern uns beide, sie sprachen mit nüchterner Hoffnungslosigkeit. Man wehrt sich, wenn man jung ist, dagegen. Christos und die anderen behaupteten: In unserem Land kann sich der Faschismus als Staatsform nicht mehr lange halten. Später haben wir gleiches von Chilenen gehört, als die ins Exil kamen. Mag sein, man sollte schweigen wie die Alten. Es gibt Augenblicke, in denen es unmenschlich wäre, die Wahrheit zu sagen. Aber diese Augenblicke vergehen, dann hilft nichts als die Wahrheit.

In den Versammlungen sprachen die Jüngeren, stritten oft unerbittlich, so, als hätten sie den Gang der Dinge in der Hand gehabt. Die Diktatur dauerte an.

Dreimal jährlich organisierten die alten und neuen Emigranten ein Fest. Befreiung von der Türkenherrschaft vor einhundertfünfzig Jahren. Die Lehrerin studierte mit allen Kindern ein Programm ein. Eine Tanzgruppe, ein Frauendorf und Musiker traten auf. Verwandte aus den Nachbarländern kamen. Die Rede war schön, weil auch kurz. Alle Ämter im Land beherrschte die Junta, aber die Türken wenigstens, die waren besiegt.

Der Novemberaufstand, die Zypernkrise leiteten den Sturz der Diktatur ein. Und noch immer keine Möglichkeit zur Rückkehr. Da wurden eine Ausstellung und ein Symposium veranstaltet. »Dreißig Jahre Emigration«. Griechenland war der einzige Staat in Europa, der seinen antifaschistischen Widerstand nicht anerkannte, bis

zu diesem Tag die Verfolgten nicht rehabilitiert hatte. Abends ein Fest für die Familien. Wir trafen Freunde, denen wir später nie wieder begegnet sind.

Musik von der Bühne, zwei Buzukispieler dabei. Kostenloses Abendbrot mit Hähnchen vom Grill. Die Kinder durften mittun, bis sie auf dem Schoß ihrer Mutter, Großmutter, einschliefen. Dreißig Jahre Exil und ein Fest.

Unsere Kinder haben die Tänze und Lieder gelernt, haben eine Vater- und eine Muttersprache. Eli liebt das »Leise zieht durch mein Gemüt / liebliches Geläute...« ebenso wie »Ena to chelidoni«.

»Nur diese eine Schwalbe. / Der Sommer macht sich rar. / Damit die Sonne heimkehrt, / bringen wir Opfer dar. / Tausende Tote braucht es, / wenn das Licht rad ruht. / Lebende Leiber braucht es. / Wärmend verströmt ihr Blut.«

Für sie ist es Legende und Lied.

Christos konnte ich eine Familie geben, seinen Traum teilen. Ohne ihn hätte er nicht leben können. Man kann auch an Niederlagen stark werden, wenn man solche Lieder hat.

Wir sitzen im Hausschatten. Seine Heimkehr ist nicht meine. Deshalb ist es besser zu schweigen. Onkel Jorgos hat den Mittagsschlaf beendet. Er schiebt seinen Stuhl neben den des Neffen. Er ruft nach der Tante, sie bringt Kaffee »ellinikos«, in kleinen Tassen. Onkel Jorgos trinkt sparsam. Er spricht von Veränderungen im Dorf.

Von eurem Leben weiß ich nichts. Sozialismus ist ein Fremdwort für uns. Die neue Regierung kann fein reden, wenn sie will. Ich sehe, daß die Aufkaufpreise sinken, die Marktpreise steigen. Der Bauer verdient einen Bettelfennig.

Das kann man von unseren Bauern nun wirklich nicht sagen. Aber so einfach ist das nicht zu erklären. Worte sind das eine, Preise sind das andere.

Wißt ihr, den Herren Griechen ist nicht zu trauen, sagt der Onkel, wenn sie Versprechungen abgeben.

Christos meint: Sozialismus ist das nicht, aber es gab schlechtere Zeiten. Der Onkel nickt. Bevor die Straße gebaut wurde und die Jugend ins Ausland ging. Aber wer sagt mir, daß sie besser werden? Die Jungen wandern aus und kommen als andere zurück. Was ist los mit der Welt, Christos?

Er atmet aus wie nach einer großen Anstrengung und reibt sich die knotigen Hände.

Bei euch in der Stadt finde ich mich nicht zurecht. Ihr könnt euch nicht ernähren. Was ihr schafft, lebt nicht lange. Seid ihr jemals zufrieden? Im Dorf gibt Gott mir mein Brot. Er ist barmherzig. Die Jungen gehen, aber sie kommen wieder. Dich hat der Krieg weggetrieben, aber auch du bist zurückgekehrt. Der alte Mann braucht den Herrgott gegen die Einsamkeit, gegen die Trauer seiner Verluste. Wir sitzen neben ihm im Schatten. Der Alte verachtet, was wir dennoch lieben.

Angst vor Einbrüchen ins gewohnte Denken, in feste Normen. Wir kennen dieses Leben nicht, wir ahnen nur seine Lasten. Wir können uns nicht anmaßen, ihm ersatzlos zu nehmen, was ihm die Kraft gab, seine Trauer, seine Ängste zu überwinden. Es gibt kein Zurück aus den Städten für uns. Mühsam haben wir gelernt, miteinander zu leben. Wir wußten immer nur, was uns vom anderen trennt. Nach den heißen und kalten Kriegen suchen wir immer noch zu wenig, was uns gemeinsam ist. Wir haben in den großen Städten unsere Vergangenheit verloren, die Fähigkeit, an die Quellen unserer Herkunft zu gelangen. Wir kennen uns selbst nicht genug, wenn wir nicht die anderen verstehen lernen.

Der Onkel sitzt an der gekalkten Wand seines Gehäuses. Wie hast du gelebt, Christos? Erzähl! Hast unsere Sprache in den anderen Ländern nicht vergessen. Bei uns sagt man: Das Brot in der Fremde schmeckt bitterer als die Prügel zu Hause.

Christos wehrt ab. Ich war immer unter Landsleuten, im Kinderheim, im Internat, beim Studium. Ich habe meine Arbeit als Lehrer, meine Familie. Viele von uns haben eine deutsche Frau genommen.

Kein Wort darüber, was nur ein Emigrant weiß. Kein Wort davon, wie viele Ehen, nicht nur die Mischehen, den äußeren Belastungen und der inneren Unsicherheit nicht standhielten.

Dem Onkel zuliebe schildert Christos die Städte, in denen er lebte, die Arbeit, die er machte. Der Alte wundert sich. So lange gehen die Kinder zur Schule? Wo bleiben die Kinder, wenn die Frauen arbeiten gehen? Warum hat Ira einen Beruf erlernt? Wieviel bezahlt ihr für Lakis' Ausbildung? Bald hat er genug.

Ich hoffe, ihr habt euch im Dorf nicht gelangweilt. Morgen holt ihr den Paß, dann könnt ihr endlich Urlaub machen. Der Onkel fragt nicht, ob wir für immer zurückkehren. Er fragt, der Fuchs: Wo werden eure Kinder einmal leben?

Christos zögert. Bis ans Ende seiner Biographie wird er Emigrant sein, auch nach einer Rückkehr, auch in diesem Land. Er kann nicht für seine Kinder sprechen.

Die Schwalben fliegen tiefer. Auf dem Hang gegenüber kehren Lakis, Ira und Eli zurück. Sie winken uns in der Dämmerung zu.

Christos will die Sache endlich hinter sich bringen. Keine Gefühle aufkommen lassen. Wie immer gelingt es ihm, Gelassenheit vorzutäuschen. Der Beamte begrüßt uns, der Paß liegt bereit. Niemand stört den Vorgang.

Unterschreib das Formular. In sechs Monaten kannst du nach Wahlschein und Identitätskarte fragen.

Als hätten wir Straßenbahnverbindung. Als könnte Christos seinem Direktor sagen: Entschuldige mich morgen zur Dienstberatung, ich muß im Kreisamt Papiere abholen.

Der Beamte verabschiedet uns mit Händedruck. Wir verlassen das Gebäude. Nach ein paar Schritten hält Christos an, das blaue Buch noch in der Hand. Ich sehe Falten unter seinen Augen, graue Schatten. Alle Anzeichen von dem, was nicht aufzuhalten ist. Ich muß mich nicht sehen, ich spüre es, wir altern. Statt zu schweigen, sage ich: Nur dreihundert Drachmen für das Ding. Und neun Jahre.

Darauf ist nichts zu antworten. Christos steckt den Paß in die Tasche und schiebt meinen Satz beiseite.

Jetzt soll ich Handstand machen, damit du die Reisekasse übernehmen kannst. Oder wie? Ein Glück, daß die Rückfahrkarten bezahlt sind.

Ich spiele mit. Wir sind Touristen auf der Jagd nach Beweisen unserer Welterfahrenheit. Zum Abschluß Trauben für die Kinder im Dorf. Am Gemüsestand bezahlt Tante Smeljanou soeben eine Zehn-Pfund-Melone. Gut, daß ihr kommt, Kinder. Ich hätte den Schwiegersohn bitten müssen. Es ist nicht weit.

Christos läßt sich die Melone auf die Schulter, sie läßt sich so besser tragen. Wir folgen der Thia.

Wie hast du dich am Meer erholt? Wie gehts?

Schlecht, schlecht gehts, antwortet sie und hebt die Röcke ein Stück, rollt die Strümpfe herunter. Wie verbrüht sind ihre kurzen, stämmigen Waden. Es war wohl doch nichts mit dem Sonnenbad. Fieber hab ich bekommen. Sie klagt und klagt. Daß Krankheiten immer so viel Geld kosten. Erst die Galle, jetzt das Rheuma. Plötzlich: Christos, mein Junge, laß uns das Stück Feld von deinem Vater. Wir geben dir jedes Jahr einen Anteil an der Ernte. Weißt du, daß der Jorgos, mein Bruder, auf den Trennstreifen zwischen unseren Äckern in diesem Jahr drei Reihen Bohnen gesetzt hat? Ach, Christos, das Leben ist ungerecht. Soll ich mich mit meinem Bruder streiten?

Panagia, heilige Mutter. Ich schlage ein Kreuz, wie die Frauen vor zwei Tagen beim Anblick des toten Hundes.

Die Thia kann es nicht sehen, auch Christos läuft vor mir. Sonntags war ich auf dem Smeljanou-Feld. Wenn die Tante das hört, denkt sie, mein Mann hat mich geschickt. Der gewitzte Onkel hat sich eins gelacht. Im Garten am Südhang durften die Kinder gießen, die anderen Felder hat er uns nicht einmal von weitem gezeigt. Alle im Dorf haben geschwiegen.

Christos schweigt auch. Er trägt die Melone zum Laden des Schwiegersohnes. »Pelze und Lederwaren«. Wir

sollen zum Essen bleiben, aber wir danken. Wir müssen den Bus erreichen.

Alle Angelegenheiten sind erledigt. Wir werden Ferien haben wie andere Leute, ein paar Tage Camping am Meer. Jeder von uns hätte die Geschichte an dieser oder jener Stelle gern anders laufen lassen. Nun können wir sie nicht mal verlängern. Alles tun wir zum letzten Mal.

Unser Abschied beginnt mit einem frühen Mittagessen. Am Tisch die beiden Alten, Nikos und die Seinen und wir fünf. Von der Gasse her das Rasseln eines Karrens, Eselgeschrei. Der Nachbar grüßt mit kehligem Zuruf. Am Hang gegenüber flirrt die Mittagsluft um unsere Eiche. Wir sind am Mittelpunkt der Welt. Von hier führen alle Wege in ein anderes Leben.

Wir nehmen Abschied mit jedem Brocken Brot, mit jedem Löffel Suppe. Gegen unsere Gewohnheit trinken wir schon um diese Zeit Wein. Wir loben Annas Küche und werden schweigsam. Dann steht ein Taxi in der Gasse. Die nähere Verwandtschaft ist erschienen, es kommen immer mehr.

Kommt wieder, sagt Onkel Jorgos, auch wenn ich schon tot bin. Die Tante bringt kein Wort heraus. Anna und Nikos umarmen uns. Sie haben mit uns geteilt, was sie hatten. Ohne sie hätten wir nie erfahren, wie knapp unsere Zeit bemessen ist, wie unverwechselbar der Platz, den wir haben, wie schnell unsere Grenzen erreicht sind. Wir stehen betroffen und schämen uns, es zuzugeben. Die Trennung wird ungeheuerlich.

Der Fahrer startet, Staub wirbelt auf. Christos wendet sich ab. Wir können die Leute in der Gasse nicht mehr sehen.

Eli drückt ihr Gesicht an meine Schulter. Es ist das erste Mal auf dieser Reise, daß die Kinder von Christos den Ereignissen nicht voraus sind.

Keiner kann sagen, ob wir jemals zurückkehren werden.

So bleiben sie in unserer Erinnerung, die Berge Griechenlands in der Farbe unserer Sehnsucht.

Ingrid Trupis

Jahrgang 1944, Abitur 1963, Lehre als Schriftsetzer, Fachschulabschluß Journalistik 1977, arbeitete u. a. als Betriebszeitungsredakteurin, Bibliotheks- und Verlagsmitarbeiterin; z. Z. in den Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden tätig. Zeitweise Teilnahme an Zirkeln Schreibender. Griechenlandreisen 1982 und 1985. Ingrid Trupis schreibt Geschichten und arbeitet an einem Roman.